Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Siebenundfünfzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Der

Barbier von Paris.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dritter Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Erstes Kapitel.

Wie wird es gehen?

Wenn man mit Inbrunst liebt, und den Augenblick herannahen sieht, in welchem man sich allein bei dem Gegenstande seiner Liebe befinden wird, so fühlt man eine Verwirrung, eine Gemüthsbewegung, über die man nicht Herr werden kann: man scheint zu befürchten, sein Glück nicht ertragen zu können, oder eine so süße Hoffnung nicht verwirklicht zu sehen. Besonders wenn man noch mit der ganzen Offenherzigkeit und Unbefangenheit der Jugend liebt, erfüllt uns die Stunde der ersten Zusammenkunft mit nicht geringerer Bangigkeit als die Abschiedsstunde, die uns von den Orten wegruft, die wir lieben. Warum fürchten und seufzen wir im Augenblicke des Glückes? Arme Sterbliche! es scheint, wir seien stets über unser Glück erstaunt. In Wahrheit, dieses Erstaunen schwindet mit dem Alter und der Erfahrung; dann erregen diese entzückenden Zusammenkünfte nimmer dieselben Gefühle in uns; wir betrachten sie bloß als Zerstreuungen, und lachen über jene Verwirrung, über jene Verlegenheit, die unsere ersten Schritte bei den Damen begleiteten. Undankbare! wir spotten über das, was uns beglückte, über jene süßen Gefühle, die uns entschwunden sind wie alle Trugbilder der Jugend; wir

gleichen dann dem Fuchse in der Fabel. „Ach! wie linkisch waren wir im achtzehnten Jahre," sagen wir; „wie tölpelhaft sahen wir bei unsern geheimen Zusammenkünften mit dem Gegenstande unserer Liebe aus! Wir zitterten wie Espenlaub, als es zum Rendezvous ging; wie anders ist es jetzt! Wir eilen singend dahin, wir gehen rasch auf's Ziel los, wir sind hundert Mal liebenswürdiger. Ja, aber unsere Haare fangen an grau zu werden, unser Bauch sich zu runden, und gewisse scharfe Linien kommen an unsern Augenwinkeln zum Vorschein.

Wenn die Annäherung eines lange ersehnten Glücks in der Liebe eine unaussprechlich süße Verwirrung verursacht, wie groß muß dann unser Entzücken sein, wenn wir die größte Gunst plötzlich, und ohne sie gerade gehofft zu haben, erlangen können. In einer solchen Lage befand sich Urbain; er liebt Blanca mit jenem trunkenen Entzücken, das man im neunzehnten Jahre für seine erste Freundin fühlt, und er befindet sich um eilf Uhr Abends allein bei dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit in einem kleinen, abgelegenen Zimmer, und das liebenswürdige Kind hat den Riegel vorgeschoben und fängt an, sich zu entkleiden, um in's Bett zu steigen. Wo ist der Liebende, der in diesem Augenblicke bei Vernunft bleiben könnte? Arme Blanca, ich zittere für dich! Du hast zwar einen Talisman, allein ich setze kein großes Zutrauen in seine Macht, besonders wenn du Urbain auch noch die Stelle, wo er sich befindet, sehen läßt.

Zitternd, bestürzt, seufzend und kein Wort sprechend

bleibt der junge Student in einem Winkel des Zimmers aufrecht stehen, während Blanca das Bett zubereitet, lachend in dem Zimmer umherhüpft, und sich endlich entkleidet.

„O mein Gott!“ sagt Urbain bei sich, bebend, erröthend, und nur von Zeit zu Zeit die Augen aufschlagend, „o mein Gott! was soll ich thun? Ist nicht der Augenblick da, in welchem ich mich erklären, und, das Bekenntniß meiner Liebe ablegend, Verzeihung von ihr erflehen muß! O ja, dieß ist der Augenblick!... allein wenn dieses Geständniß sie erschreckte ... wenn ihr Geschrei Leute herbeizöge... oder wenn sie mich aus ihrem Zimmer jagte... dieß wäre Schade, und wenn ich sie noch länger täusche, kann ich ihr Lager theilen, und... o nein, das wäre nicht recht; aber wie sie so hübsch ist! Großer Gott! welche Reize ... ach, blicke sie doch nicht an.“

Aber der Schelm blickte sie stets an, obschon nur verstohlen; allein je mehr er sie betrachtete, desto unmächtiger wurde seine Vernunft, denn in jedem Augenblicke nahm Blanca einen Theil ihrer Kleidung weg; schon bedeckte nur ein kleines Unterröckchen ihre reizenden Formen, und das enge Corset, das zwei kleine alabasterne Hügel einkerkerte, war so eben neben dem Bette niedergelegt worden.

Blanca hält jedoch inne: es war Zeit. Sie blickt auf Urbain, der noch immer stumm und regungslos dasteht. „Nun, Ursula, warum entkleiden Sie sich denn nicht?“ sagte das junge Mädchen, sich dem Studenten nähernd.

„Weil ... Mademoiselle ... ich weiß nicht ... ich fürchte ..."

„Wie, Sie fürchten? Flöße ich Ihnen Furcht ein, Ursula?"

„Furcht ... o ja, Mademoiselle; ich fühle, daß ich Furcht habe."

„Ach! sie ist ganz wie Margarethe ... und ich, die Jüngere, bin am wenigsten furchtsam; es ist wahr, dieser Wind tobt schrecklich, allein er wird uns hier nicht mit sich fortreißen. Wie sie zittert! Wie, Ursula, Sie gehen jeden Abend bis zum Thore St. Antoine und Sie zittern bei mir in meinem Zimmer?"

„Ach! das ist etwas Anderes."

„Kommt es wohl daher, daß Margarethe Ihren Talisman mitgenommen hat? Allein wir haben ja den meinigen; sehen Sie, wenn ich mein Corset ablege, so stecke ich ihn hierher in mein Hemd, denn Margarethe sagt, man habe ihn besonders des Nachts sehr nöthig, und die Zauberer quälen die jungen Mädchen hauptsächlich, wenn sie zu Bette gegangen seien. Ist dieß wahr, Ursula? Hat man es schon versucht, Sie des Nachts zu quälen?"

„Ja ... nein, Mademoiselle."

Urbain weiß nicht mehr, was er sagt, denn seine Augen sind wider seinen Willen auf den treulosen Talisman gerichtet, der hier zu sein scheint wie die Schlange an dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen, um ihn der Versuchung preiszugeben.

„Es friert Sie, Ursula; es wird besser sein, wir legen uns in's Bett, wir werden da wärmer werden.

Wollen Sie, daß ich Sie entkleiden helfe? Wie Sie seufzen... haben Sie Kummer? Sie werden mir das erzählen... es ist so angenehm, eine Freundin zu haben, ihr Alles zu sagen, was man denkt. Laßt uns sehen... laßt uns zuerst diese Haube abnehmen, die das ganze Gesicht verhüllt; ich bin überzeugt, daß die meinige Ihnen besser stehen würde... wir wollen es probiren; allein setzen Sie sich doch nieder, Sie sind so groß, Ursula, daß ich nicht wohl zu Ihrem Kopfe hinauflangen kann."

Der junge Student läßt sich auf einen Sessel führen; er sitzt nieder, und vor ihm stehend fängt Blanca an, die Stecknadeln wegzunehmen, die seine Haube und seine großen braunen Locken fest halten. Urbain läßt das liebenswürdige Kind seine Kopfbedeckung abnehmen: er ist entschlossen, sich ihr zu entdecken; sie müßte ja doch früher oder später die Wahrheit erfahren, und es kommt nur darauf an, sie nicht zu erschrecken, sondern sie Schritt für Schritt auf die Metarmophose vorzubereiten.

Die letzte Stecknadel ist entfernt, Blanca nimmt die Haube weg, und die braunen Locken des jungen Menschen wallen nach allen Seiten hervor und bedecken ihm Stirne und Nacken. Blanca stößt einen Schrei aus und bleibt regungslos stehen. Urbain, der bereits befürchtet, sie möchte ihm entfliehen, faßt sie sanft um den Leib.

„Ah! wie drollig das ist," sagt endlich Blanca, Urbain noch immer mit Verwunderung anblickend, „Ihre Haare sind nicht so geordnet wie die aller

Weiber, die ich bis jetzt gesehen habe! Es ist also in Verberin Mode, sie so zu tragen?"

„Ja, Mademoiselle."

„Je mehr ich Sie betrachte... wissen Sie, Ursula, daß Sie wie ein Mann aussehen?"

„Man hat es mir bereits gesagt, Mademoiselle."

„O! aber das ist zum Verwundern... Ihre Haare sind so geordnet wie die aller männlichen Personen, die ich auf der Straße gehen sehe."

„Mißfalle ich Ihnen so?"

„Nein; gleichwohl... das macht einen sonderbaren Eindruck auf mich."

„Würde es Sie betrüben, wenn ich männlichen Geschlechts wäre?"

„Ja, ich glaube, denn Sie könnten dann nicht mehr meine Freundin sein; ich könnte Sie nicht mehr wie meine Schwester lieben."

„Ach, Blanca, wenn ich männlichen Geschlechtes wäre, so würde ich Ihr Liebhaber, der zärtlichste, der treueste Liebhaber sein. Ich könnte Sie inbrünstig lieben, und die Liebe ist feuriger als die Freundschaft. Wenn Sie nun meine Zärtlichkeit theilten, wo gäbe es dann einen glückseligern Sterblichen, als ich bin! Theure Blanca, gibt es auf der Erde ein köstlicheres Gut, als der Besitz Ihres Herzens? Um mir ihn zu verschaffen, würde ich die Hälfte meines Lebens hingeben!" Bei diesen Worten suchte Urbain, den die Liebe hinriß, seine Stimme nicht mehr zu entstellen; er hielt Blanca noch immer in seinen Armen, und diese hatte sich auf die Kniee des Studenten hinziehen

lassen, und sagte mit schwacher Stimme: „Ach, mein Gott, Ursula, sprechen Sie nichts mehr von solchen Dingen, das macht mich ganz unruhig; ich weiß nicht, was ich habe... ich glaube, ich habe Lust zu weinen ... wozu nützt es, Lügen vorzubringen, von Liebe und Liebhaber zu sprechen... Ursula, man hat mir gesagt, man dürfe von allem dem nichts sprechen... Ach, mein Gott! seit Sie Ihre Mütze nicht mehr auf haben, wage ich es nimmer, Sie anzublicken."

„Blanca! theure Blanca!"

„Ei, Sie fahren fort, den Mann zu spielen; das macht mir bange! Ursula, werden Sie wieder Frauenzimmer, ich bitte Sie!"

„Nein, Blanca, ich will Sie nicht länger täuschen: eine männliche Person, der zärtlichste Liebhaber sitzt neben Ihnen."

In Folge einer plötzlichen Bewegung ist Blanca aufgesprungen und hat sich in die andere Ecke des Zimmers gerettet. Urbain hat sie nicht zurückzuhalten versucht, sondern ist auf die Kniee gesunken: er streckt seine Hände nach ihr aus und scheint ihre Verzeihung zu erwarten, während das junge Mädchen Blicke auf ihn heftet, die mehr Verwunderung als Schrecken ausdrücken.

„Wie, Sie sind männlichen Geschlechts?" sagte das liebenswürdige Kind nach Verfluß eines Augenblicks.

„Ja, Mademoiselle."

„Wissen Sie dieß auch gewiß?"

„O ja."

„Ach, mein Gott! nähern Sie sich mir nicht, ich bitte Sie."

„Ach, zittern Sie nicht, ich liege zu Ihren Füßen, der unterwürfigste aller Liebhaber."

„Aller Liebhaber? Ich weiß nicht, was ein Liebhaber ist."

„Um Sie sehen zu können, um Ihnen die ganze Liebe, die ich für Sie fühle, zu bekennen, habe ich diese Verkleidung angenommen. Wie hätte ich sonst bis zu Ihnen gelangen können, da Sie beständig in dieses Zimmer eingekerkert sind?"

„Ach! ich sollte Sie vielleicht nicht anhören. Wie! Sie fühlen Liebe füe mich?"

„Durch dieses Fenster habe ich Sie das erste Mal erblickt; es ließen sich gerade da unten auf der Straße Sänger vernehmen: Sie schienen denselben mit Vergnügen zuzuhören; des Nachts bin ich zurückgekommen und habe unter Ihrem Fenster die Romanze gesungen, für die Sie eine so große Vorliebe haben."

„Sie waren es!" ruft Blanca freudig, und, ihren ersten Schrecken vergessend, blickt sie Urbain mit größerer Zuversicht an. Ihr unschuldiges und reines Herz vermag nicht alle Gefahren ihrer Lage zu begreifen; ein erfahreneres junges Mädchen würde geschrien und sich sehr erzürnt gezeigt haben; allein Blanca, deren Seele jeder Heuchelei fremd ist, legt schon großes Zutrauen gegen den jungen Studenten an den Tag, weil sie keinen einzigen Gedanken hat, über den sie erröthen dürfte.

„Wie, Sie waren es!" wiederholt sie noch einmal;

„ah! jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß ich eine gewisse Aehnlichkeit in Ihrer Stimme gefunden habe; allein es ist nicht schön, mein Herr, daß Sie gelogen haben. Ich, die ich Sie für Ursula hielt, die ich Sie liebte, wie man eine gute Freundin liebt, kann ich Sie jetzt auch noch lieben?"

„Und was kann Sie daran hindern, wenn ich Ihnen nicht mißfalle?"

„O nein, Sie mißfallen mir nicht; ich glaube sogar, daß Sie ohne Haube hübscher aussehen, allein es ist nicht erlaubt, einen Mann zu lieben."

„Warum nicht, wenn dieser Mann Ihr Gatte werden will?"

„Margarethe sagt, alle Männer seien Betrüger und dann... ach Himmel! der Teufel nimmt auch diese Gestalt an, weil er der Zauberin von Verberin so erschienen ist... ach, mein Gott! wenn Sie der Teufel wären!"

„Ach, Blanca, welcher Gedanke!"

„Aber nein, Sie haben eine so sanfte Miene, Sie sind nicht ganz schwarz und Sie haben keine Krallen."

„Ich heiße Urbain Dorgeville, meine Eltern waren ehrliche und angesehene Leute... ich bin Waise... ich habe wenig Vermögen; allein wenn man sich liebt, braucht man ja nicht viel, um glücklich zu sein. Theure Blanca, verzeihen Sie mir?"

„Er heißt mich seine theure Blanca; ach! wie drollig das ist; und was würde geschehen, wenn ich Ihnen nicht verziehe?"

„Sie würden mich in Verzweiflung stürzen, es bliebe mir nichts mehr übrig als der Tod."

„O, ich will nicht, daß Sie sterben sollen," ruft das liebenswürdige Kind aus, „und ich verzeihe Ihnen, denn es würde mir leid thun, wenn ich Ihnen Kummer verursachte."

„Ist's möglich?" sagt Urbain, sich rasch erhebend und auf Blanca zueilend. Das junge Mädchen macht abermals eine furchtsame Bewegung; dann faßt sie sich, lächelt und gibt Urbain ein Zeichen, sich neben sie niederzusetzen. Der Glückliche gehorcht und faßt sanft eine von Blanca's Händen, die das treuherzige Kind nicht zurückzieht.

„Sie verzeihen mir also, daß ich Sie liebe?" sagt er, sie zärtlich anblickend.

„Wahrlich, ich muß es wohl, weil Sie sonst sterben würden."

„Und Sie werden mich auch lieben?"

„Ach, ich weiß nicht; ich liebte zwar Ursula, aber Sie ... das kann nicht mehr dasselbe sein, nicht wahr?"

„Ach, dieß wird noch weit angenehmer sein!"

„Meinen Sie?"

„Was ich in diesem Augenblicke fühle, überzeugt mich davon."

„Sie sind also gegenwärtig glücklich?"

„Ja, sehr glücklich, denn Sie fürchten sich nicht mehr vor mir, nicht wahr?"

„Nein, ich fürchte mich nicht mehr; allein warum drücken Sie mir die Hand so?"

„Ich möchte sie immer so drücken, sie unaufhörlich an mein Herz halten."

„Dieß ist also ebenfalls ein Liebesbeweis?"

„Ja, Blanca; allein wenn das Ihnen mißfällt, so werde ich diese theure Hand loslassen."

„O, das mißfällt mir nicht; allein die Ihrige brennt, sie erwärmt die meinige, und dennoch zittern Sie; ist es ebenfalls die Liebe, die das verursacht?"

„Ja, sie entflammt mein Herz, verzehrt es."

„Ach, es muß wehe thun, so zu lieben."

Urbain hat Blanca's Hand an seine Lippen gebracht und bedeckt sie mit Küssen; das junge Mädchen läßt ihn machen. Indessen fangen die leidenschaftlichen Blicke ihres Liebhabers an, ihre Seele in eine unbekannte Verwirrung zu versetzen, ihr Busen pocht schneller; sie seufzt und spricht mit schwacher Stimme: „Urbain... Ursula... mein Gott! ich weiß nicht, was ich habe, allein ich fürchte mich sehr vor Ihrem Uebel; sehen Sie, wie ich jetzt ebenfalls zittere; ach, mein Talisman!"

Arme Blanca, was thust du? Indem du dich gegen die Gefahren, die dir drohen, schützen willst, zeigst du jene geheimen Schätze, an denen die Vernunft eines schwachen Sterblichen scheitern muß, und Urbains Vernunft hat schon längst Mühe, ihre Herrschaft noch einigermaßen zu behaupten. Ungeachtet er bei sich gelobt, die Tugend des jungen Mädchens zu achten, so gibt er doch der Inbrunst nach, die ihn verzehrt; er hält Blanca fest umschlossen, und beschwört sie, nicht zu zittern; die erstaunte Blanca drückt

ihn nicht zurück; denn das Uebermaß der Unschuld hat auch seine Gefahren. Allein in diesem Augenblicke klopft man heftig an die Thüre des Zimmers, und die furchtbare Stimme des Barbiers läßt sich in folgenden Worten vernehmen: „Oeffnen Sie, Blanca! öffnen Sie, ich befehle es Ihnen.“ Der junge Student scheint ganz versteinert, und Blanca bleibt regungslos in Urbains Armen liegen.

Zweites Kapitel.

Wer hätte sich darauf versehen?

Die derbe Ohrfeige, welche Urbain dem gascognischen Ritter versetzte, hatte das Männchen so betäubt, daß er einen Augenblick besinnungslos auf dem Boden liegen geblieben war; als er sich aber wieder erholt hatte, stand er mit einer Art Entschlossenheit auf, und nachdem er die Hände an seine noch brennende Wange gelegt hatte, rief er: „Nein, alle Teufel, es soll nicht gesagt werden, daß Venus sich den Anordnungen des Mars entziehe, und ihre Tugend soll für diese Ohrfeige hart büßen.“

Alsbald verfolgt er die Spur seiner Venus, die sich, über die Gossen hüpfend, entfernte. Seine kleinen scharfen Augen erkennen die Person, die er verfolgt, in dem Augenblicke, in welchem Urbain, vor dem Hause des Barbiers angekommen, in die Hausflur trat, die sogleich wieder hinter ihm verschlossen wurde.

Chaudoreille kennt das Haus des Barbiers zu gut,

als daß seine Entfernung von der falschen Bäuerin ihn hindern könnte, den Ort ihres Rückzugs zu erkennen: nicht ohne das größte Erstaunen bemerkt unser Liebesritter, daß seine Schöne sich in die Wohnung seines Freundes Touquet geflüchtet hat.

Er nähert sich der Hausflur, in der Vermuthung, man habe sie aus Versehen offen gelassen; allein sie ist wieder verschlossen, und zudem hat die von ihm verfolgte Person keinen Augenblick über die Wahl ihres Zufluchtsortes geschwankt; Alles scheint anzudeuten, daß sie gesonnen gewesen sei, sich zu dem Barbier zu begeben. Dieses Ereigniß eröffnet Chaudoreille's Muthmaßungen eine weite Bahn und regt seine Neugierde im höchsten Grade auf; er ist entschlossen, sich nicht eher von dem Hause zu entfernen, als bis die Bäuerin es wieder verlassen hat.

Allein vergebens hält Chaudoreille, der die Augen auf das Haus geheftet hat und in Blanca's Zimmer fortwährend Licht bemerkt, Schildwache. Bald fängt der Regen an zu prasseln und ungestüm toben die Winde, allein obschon der Ritter durch ein Schirmdach, unter das er sich geflüchtet hat, nur schwach geschützt ist, so fällt es ihm doch nicht ein, den Platz zu verlassen, und sich so gut als möglich in seinen kleinen Mantel hüllend, sagt er zu sich: „Sie muß doch wohl endlich das Haus verlassen, was Teufel! wofern nicht... ist sie wohl Touquets Maitresse? Bei Gott, ich muß hinter die Sache kommen... immer noch Licht bei meiner schönen Schülerin... Hm!

ich habe gewisse Muthmaßungen... diese verteufelte Ohrfeige wurde mir mit solchem Nachdrucke versetzt, daß ich fast vermuthen sollte, meine Venus trage einen Bart! Geduld, entweder wird sie heraus- oder ich werde hineingehen."

Arme Liebende! während ihr so großes Vergnügen an eurer gegenseitigen Gesellschaft fandet, und anfinget, euch zu verstehen und zärtliche Blicke zu wechseln, ahnte es euch nicht, daß sich einige Schritte von euch ein heilloser Mensch befand, der, die Augen auf euer Fenster geheftet, im Sinne hatte, euer Glück zu stören, und das Alles, weil der Erfolg seines Kniffs, der weiße Wein und unächte Reize dem gascognischen Ritter den Kopf erhitzt hatten.

Eilf Uhr ist schon lange vorbei. Wir wissen, was oben vorging; laßt uns sehen, was man unten thut.

Chaudoreille, entschlossen, nicht länger Stand zu halten, hat an die Pforte des Barbiers geklopft. Die Liebenden haben ihn nicht gehört, weil Urbain damals Blanca's sanfte Hand küßte und man bei so liebenswürdigen Beschäftigungen nicht hört, was auf der Straße vorgeht. Margarethe schnarchte auf eine Art, die von keiner Furcht mehr zeigte. In Wahrheit, sie war, den kostbaren Talisman an ihrer Seite, eingeschlafen; als sie sich aber im Schlafe umgewendet hatte, war das Zaubergeschenk von seiner Stelle gewichen und nach und nach an einen Ort hinabgekommen, wo man gewöhnlich keinen Talisman trägt.

Allein der Barbier schlief nicht, sei es nun des Windes oder irgend eines andern Beweggrundes

wegen. Meister Touquet, den die Nacht selten ruhig auf seinem Lager schlummern sah, war noch nicht in sein Zimmer hinaufgestiegen und ging in seinem Hinterladen langsam auf und nieder, stets düster, tiefsinnig, und von Zeit zu Zeit murmelnd: „Verfluchte Nacht! warum stören diese Schatten unaufhörlich meine Ruhe? Sobald der Tag verschwunden ist, erneuern sich meine Qualen. Ich habe Gold, ja, ich habe Gold, und ich kann keinen Augenblick mehr des Schlummers genießen! Ach, ich werde dieses Haus verkaufen; ich werde weit, weit weg gehen... ich werde mein Land, meinen Vater, wenn er noch lebt, wiedersehen... er wird über meine Glücksveränderung sehr erstaunt sein; er hat mich verwünscht, als ich ihn verließ, allein ich will, daß er mir verzeihen soll; ja, er wird mir meine ersten Fehler verzeihen, wenn er mich reich und geachtet sieht... ich werde ihm nicht sagen, nein, ich werde ihm nicht sagen, wie ich mir dieses Vermögen erworben habe!"

Hier streifte ein bitteres Lächeln an den blassen Lippen des Barbiers vorüber, und er sank in seine Betrachtungen zurück, aus denen er nur durch das Klopfen an seiner Thüre gerissen wurde.

Touquet fährt zusammen; allein bald scheint er über sich selbst beschämt, nimmt seine Lampe und eilt auf die Thüre zu. Er erwartet Niemand um diese Zeit, allein er vermuthet, der Marquis von Villebelle komme irgend einer neuen Liebesintrigue wegen zu ihm.

An der Thüre angekommen erkennt er die Stimme des gascognischen Ritters, der da ruft: „Oeffne, Tou-

quet, öffne, fürchte Dich nicht, ich bin's; allein ich muß durchaus mit Dir reden!"

Der Barbier hat geöffnet, und Chaudoreille, dessen durchnäßte Kleider an seinem magern Individuum kleben, das ganz eingeschrumpft und um drei Zoll abgenommen zu haben scheint, tritt gekrümmt in die Hausflur, als ob er gefürchtet hätte, seinen Kopf an das kleine Gitter oberhalb der Hausthüre zu stoßen.

„Was Teufel führt Dich zu dieser Stunde hierher?" sagte der Barbier, seine Thüre wieder verschließend, während der Gascogner in den Hintergrund der Hausflur blickt, um zu sehen, ob Niemand da sei. Endlich legt er einen Finger auf den Mund und sagt mit gedämpfter Stimme: „Bist Du in diesem Augenblicke allein?"

„Ja, ohne Zweifel."

„Du hast keine Gesellschaft?"

„Ei nein, Niemand, sage ich Dir."

„Dann ist es dringend nothwendig, daß ich mit Dir spreche."

Der Barbier kehrt in den Saal zurück und Chaudoreille folgt ihm dahin, stets auf den Zehenspitzen gehend und rechts und links umherschauend, als ob er Jemand suche.

„Wohlan! willst Du jetzt sprechen?" sagte Touquet; „was bedeutet dieser Besuch um Mitternacht? Glaubst Du, ich sei geneigt, Dich zu beherbergen? Geh', es sind noch Kneipen offen in Paris und Du kannst daselbst ein Lager finden, aber mein Haus ist keine Freistätte für Nachtschwärmer!"

Ohne, wie es schien, aus der Fassung zu kommen, hört Chaudoreille, seinen Hut schüttelnd und seinen Mantel drehend, dem Barbier zu, allein bei dessen letzten Worten lacht er mit boshafter Miene und erwiedert: „Dein Haus! Dein Haus! Alle Teufel, Du machst viel Wesens mit Deinem Hause! Wir werden bald erfahren, ob Du keine verdächtige Person in dasselbe aufnimmst."

„Was soll das heißen?" rief Touquet in zornigem Tone.

„Pst! kein Geräusch, ich bitte Dich; wecken wir die schlafende Katze nicht auf."

„Chaudoreille, ich verliere die Geduld, sprich, was willst Du? oder bei meinem Leben..."

„Ei, potz Tausend! ich komme, um Dir einen Dienst zu leisten; es scheint mir, daß Dich dieß nicht ärgern sollte. Höre wohl; aber ich bitte Dich, werde nicht hitzig, ich würde sonst den Faden meiner Rede verlieren..."

Der Barbier thut sein Möglichstes, um sich zu mäßigen, und nachdem Chaudoreille mit seinem Aermel über die Ränder seines Huts gefahren ist, um ihnen Glanz zu verleihen, beginnt er seine Erzählung, stets mit gedämpfter Stimme sprechend: „Ich bin diesen Morgen auf den Markt St. Germain gegangen; ich hatte kein Geld bei mir, ein Fall, der mir ziemlich oft vorkommt; ich hatte seit gestern keinen Bissen gegessen..."

„Du hast seitdem gegessen und getrunken, ich verbürge mich dafür."

„Ja, gewiß, Dank meinem Genie... ich machte daher ziemlich traurige Betrachtungen über den Unbestand der Coups im Piquet, das trügerische Glück des Lanquenet und die geringe Solidität des Trischäkspiels..."

„Ich werde Dich augenblicklich Betrachtungen über die Stärke eines Stocks machen lassen!"

„Pst, unterbrich mich nicht! Ich bemerke auf dem Markte zwei junge Leute; Du weißt, ein Paar jener Figuren, die zu sagen scheinen: wer will mich prellen? einige jener arglosen Gesichter, die ein wahrhafter Glücksfund für die talentvollen Leute sind. Die armen Kleinen spielten Kegel..."

„Ah! Du mißbrauchst meine Geduld!"

„Alles das steht in Verbindung mit dem Ereignisse, das Dich angeht. Ich nähere mich den Unschuldigen, ich lehre sie einen neuen Streich, den sie nicht kennen, kurz, wir speisen mit einander zu Mittag, und ich nehme ihnen für die Lection blos eine Pistole ab, was sehr billig ist; allein hätten sie mir sie verweigert, so hätte ich sie Beide gleich Walddrosseln an die Wand gespießt!... Stampf' doch nicht so mit dem Fuß; ich nähere mich dem Ausgange der Sache. Ich ging nach meiner Gewohnheit ziemlich lustig und singend nach Hause zurück, als ich auf der Straße eine Bäuerin treffe, die mir sehr hübsch schien, obschon ich sie nur unvollkommen erblickt hatte; allein eine leichte, ungezwungene Haltung, groß, stark... ich fühle mich entflammt... ich folge ihr... ich sage ihr angenehme Sachen; aber solltest Du es glauben,

sie antwortet mit keinem Worte. Ich wiederhole meine Versuche: noch keine Antwort; ich nähere mich, ich will an ihrem Rocke umhergreifen... ach, mein Lieber, jetzt erhalte ich die derbste Ohrfeige!"

„Ei! meiner Treu', sie hat Dir recht gethan! Endige Dein Geschwätz, wenn Du nicht eine zweite erhalten willst."

„Einen Augenblick betäubt, komme ich bald wieder zur Besinnung; ich verfolge die Verrätherin und sehe sie in Dein Haus treten."

„In mein Haus? das ist unmöglich; Du hast Dich getäuscht."

„Nein, alle Teufel, ich kenne Deine Wohnung ziemlich gut; sie ist durch die Hausflur, die man sogleich wieder verschlossen hat, eingetreten."

„Um welche Zeit war es damals?"

„Sieben Uhr ungefähr; und ich stehe Dir dafür, daß sie noch nicht herausgegangen ist, denn ich habe Dein Haus seitdem nicht aus dem Gesichte verloren."

„Wie, Elender! dieses Frauenzimmer ist schon so lange bei mir, und Du sagst es mir jetzt erst."

„Was willst Du? ich wußte selbst nicht recht, was ich thun sollte. Unter uns gesagt, ich glaubte, die Dame besuche Dich; allein da ich stets Licht bei meiner Schülerin sah, so glaubte ich..."

„Licht bei Blanca?"

„Nun ja, bei meiner Ehre, sie hat in diesem Augenblicke noch Licht, woraus ich schließe..."

Der Barbier erhebt sich rasch, zündet eine zweite Lampe an, nimmt seinen Dolch und eilt nach der

Treppe, indem er zu Chaudoreille sagt: „Bleibe hier und erwarte mich..."

„Wie, Du willst nicht, daß ich Dich begleite?"

„Allein, wenn Du mich betrogen hast, so zittere; Deine Strafe wird meinem Zorne angemessen sein."

„Hol' ihn der Teufel!" sagte Chaudoreille, sich in eine Ecke des Saals duckend. „Ich komme, um ihm einen Dienst zu leisten, und er wird mich abbläuen, wenn er den Schuldigen nicht findet; das ist eine Ohrfelge, die sehr grausame Folgen haben kann."

Touquet ist rasch die Treppe hinaufgestiegen; er hat angeklopft und dem jungen Mädchen befohlen, sie solle öffnen. Wir haben die Wirkung gesehen, welche diese unerwarteten Worte auf das in das Zimmer eingeschlossene junge Paar hervorbrachte.

Urbain steht regungslos da und seine beiden Arme umfassen das halbnackte junge Mädchen noch; er überblickt in einer Sekunde den ganzen Argwohn, der aus der Lage hervorgehen kann, in der man sie finden wird: Blanca, noch unschuldig und rein, obschon ihre Tugend in großer Gefahr geschwebt ist, Blanca wird für schuldig erklärt werden, und er ist die Ursache davon! Wie es verhindern? Alle diese Gedanken haben sich seinem Geiste in der kurzen Zeit aufgedrängt, die verfließt, ehe der Barbier von Neuem und stärker klopft, mit drohender Stimme den ertheilten Befehl wiederholend.

Urbain wirft einen Blick auf das Kamin; er sieht nur dieses Mittel, um sich den Blicken des Barbiers zu entziehen. Er will auf dasselbe zueilen, allein Blanca

hält ihn zurück; sie hat sich von ihrem ersten Schrecken erholt und sagt mit einer Ruhe, die ihn in Erstaunen setzt, zu ihm: „Was wollen Sie?“

„Mich verbergen.“

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht, warum sollten wir nicht die ganze Wahrheit sagen?“

„Ach, Blanca! wenn man mich bei Ihnen findet ... des Nachts ...“

„Wohlan, wir thaten nichts Böses; es ist besser, Alles sogleich einzugestehen, als zu lügen.“

Nach der Thüre eilend schiebt das liebenswürdige Kind den Riegel zurück und öffnet dem Barbier. Dieser tritt rasch in das Zimmer: seine ersten Blicke richten sich auf Urbain, der neben dem Kamine steht.

Gleich beim ersten Blicke hat der Barbier den jungen Studenten erkannt, und, den Dolch erhebend, stürzt er auf ihn los, indem er ausruft: „Elender, Du sollst Deine Tollkühnheit mit Deinem Leben bezahlen!“

Urbain bleibt regungslos stehen und scheint Touquets Wuth zu trotzen. Als aber Blanca die mörderische Waffe blitzen sieht, stößt sie einen Schrei aus, stellt sich rasch vor Urbain hin, um ihn mit ihrem Körper zu bedecken, und, ihre Hände nach Touquet erhebend, ruft sie in einem herzdurchschneidenden Tone aus: „Ach, mein Herr, thun Sie ihm nichts zu leid!“

Die Waffe des Barbiers hat fast Blanca's Busen geritzt; allein die Töne des jungen Mädchens haben etwas so Rührendes, ihre so sanften, so edlen Züge haben in diesem Augenblicke einen Ausdruck, dem der

Barbier selbst nicht widerstehen kann. Seine Wuth scheint besiegt; er läßt seinen Dolch fallen und spricht mit minder finsterer Stimme: „Dieser Mensch hat Sie beschimpft; Sie wollte ich rächen! Sie bitten mich, ihn zu verschonen, nun, ich werde es thun."

„Wie," sagte Blanca mit dem Ausdrucke des Erstaunens, „wie, mein Herr, meinetwegen wollten Sie Urbain Böses zufügen! Ach, Sie würden sehr unrecht gethan haben! Er hat mich beschimpft, sagen Sie? Aber ich schwöre Ihnen, mein Herr, daß dieß nicht so ist: er hat mir gesagt, er liebe mich sehr, er wolle mich sein ganzes Leben lang lieben, allein dieß hat mich ganz und gar nicht beschimpft; denn als Sie anklopften, wollte ich ihm, glaube ich, sagen, daß ich ihn ebenfalls liebe. Sie sehen wohl, daß ich so schuldig war als er, und dann müßte man uns Beide bestrafen."

Blanca's Worte tragen das Gepräge der Wahrheit an sich, und es ist unmöglich, sich in ihnen zu irren. Erstaunt blickt der Barbier bald auf sie und bald auf Urbain; man sieht, er glaubt trotz des Anscheins, Blanca sei noch so rein als ehedem, und doch schien die Unordnung, die in dem Gemache herrschte, der sonderbare Anzug des jungen Mädchens sowohl als des Studenten Touquets Ideen zu verwirren.

„Hören Sie uns an," sagte Blanca zu ihm, „Sie sollen die ganze Wahrheit erfahren. Urbain ist allerdings ein wenig strafbar, denn beinahe schon vierzehn Tage besucht er uns jeden Abend, allein stets that er dieß als Mädchen; erst in diesem Augenblicke habe ich erfahren, daß er männlichen Geschlechts ist. An-

fänglich habe ich mich ein wenig erzürnt; ich verzieh ihm aber doch endlich: Urbain hat ein so sanftes Aussehen, und dann liebte ich Ursula schon innig, deßwegen habe ich auch ihn lieb gewonnen. Er sagt, er wolle mein Liebhaber, mein Gemahl werden, er könne nicht mehr ohne mich leben, es hänge von Ihnen ab, uns auf immer glücklich zu machen! Ach, Sie werden dieß wohl thun, mein guter Freund? Sie haben schon so viel für mich gethan! Geben Sie mir Urbain zum Gemahl, und ich verspreche Ihnen, nie mehr Etwas von Ihnen zu verlangen."

Der Barbier murmelte, Blanca anhörend, ganz leise: „Schon vierzehn Tage kommt er jeden Abend, und durch einen großen Zufall entdecke ich dieß erst heute! Und ich glaubte ein junges Mädchen leicht bewachen und den Unternehmungen der Liebhaber trotzen zu können!"

„Mein Herr," sagte Urbain, der bis jetzt geschwiegen hatte, „ich gestehe mein ganzes Unrecht ein. Die Liebe allein kann mich entschuldigen: ich betete Blanca, die ich durch die Scheiben dieses Fensters erblickt hatte, an, und Sie erlauben keiner männlichen Person, in ihre Nähe zu kommen. Ich versuchte einmal, Bekanntschaft mit Ihnen anzuknüpfen; die Art, auf welche Sie mich empfingen, ließ mir keine Hoffnung übrig. Ich folgte nur noch den Eingebungen meiner Liebe. Durch Hülfe dieser Verkleidung täuschte ich die alte Margarethe; sie willigte einmal ein, mich hierher zu führen. Ich sah Blanca; konnte ich der Hoffnung entsagen, sie zu besitzen? Sie wurde getäuscht

gleich der Alten: unter dem Namen Ursula hatte ich das Glück, ihr Zutrauen zu gewinnen, und durch einige anziehende Erzählungen die alte Margarethe zu unterhalten. Ich genoß mein Glück, ohne noch zu wagen, mich zu entdecken; erst heute, da es so stürmte, da der Regen so stark fiel, und es schon spät war, bewog man mich, zu bleiben."

„Ja," sagte Blanca mit einem himmlischen Lächeln, „er sollte bei mir schlafen, ich selbst hatte ihn darum gebeten."

Der Barbier runzelt die Stirne und wirft einen zornigen Blick auf den jungen Menschen. Urbain stürzt sich ihm zu Füßen und ruft aus: „Ich habe ihre Tugend, ihre Unschuld geachtet! Ach, mein Herr, kann unsere Liebe Sie nicht rühren! Ja, ich bete Blanca an; geben Sie mir ihre Hand, oder nehmen Sie mir ein Leben, das mir ohne sie unerträglich wäre!"

„Hören Sie, mein Freund," sagte Blanca, „er will durchaus sterben, wenn ich nicht seine Frau werde, und ich fühle, daß mir sein Tod großen Kummer verursachen würde."

Der Barbier schien Urbain anzuhören, ohne durch seine Bitten im mindesten gerührt zu werden, als der junge Student hinzufügte: „Mein Herr, ich weiß Alles, was Sie für Blanca gethan haben; ihr Vater wurde ermordet, sie blieb Waise ohne irgend eine Unterstützung ..."

„Wie!" sagte Touquet, der Urbains letzten Worten mehr Aufmerksamkeit geschenkt hatte, „Sie wissen ..."

„Ja, mein Herr; ich habe Alles erfahren, was

meine Angebetete betrifft: sie hat keine Eltern und besitzt kein Vermögen, allein bloß sie verlange ich von Ihnen; geben Sie mir Blanca, sie genügt zu meinem Glücke. Ich bin auch Waise; meine Familie war geehrt und angesehen, allein ich habe keine Verwandten mehr. Ich heiße Urbain Dorgeville, habe zwölfhundert Livres Renten; das ist wenig, allein ich besitze zu dem noch ein kleines Landhaus an den Ufern der Loire. Da werde ich mit Blanca leben, fern vom Getümmel der Stadt, nach deren Vergnügungen wir uns nicht sehnen, und von einer Welt, die wir nicht kennen zu lernen wünschen; da würden wir in Ruhe und Liebe Tage verleben, deren Glück Sie gesichert hätten."

Der Barbier scheint tief nachzudenken; er erhebt sich und geht mit großen Schritten und den Kopf auf seine Brust niedergebeugt im Zimmer umher. Hoffnung und Furcht malen sich in den Blicken der beiden Liebenden, die mit Ungeduld seine Antwort erwarten; endlich bleibt er stehen und sagt zu Urbain: „Sie sind Waise? Herr aller Ihrer Handlungen?"

„Ja, mein Herr."

„Niemand wird scheel dazu sehen, daß Sie eine Waise ohne Vermögen, und von einer, wie Sie wissen, unbekannten Familie geheirathet haben?"

„O! Niemand, ich wiederhole es Ihnen, kann meinem Willen Hindernisse in den Weg legen."

„Sie werden über Blanca's Familie nie andere Erkundigungen einzuziehen suchen, was übrigens ganz unnütz wäre?"

„Was kümmert es mich, was ihre Eltern waren! Sie ist an und für sich schon ein Schatz."

„Und Sie werden mit ihr fern von Paris, fern von der Welt leben?"

„Ja, denn ich werde nur darauf bedacht sein, sie glücklich zu machen."

„O mein Gott, Urbain," sagte Blanca, „Sie wissen wohl, daß ich dieses Zimmer, wo ich nie eine andere Person als Margarethe sah, nie verließ. Wenn ich mit Ihnen auf dem Lande wohnte, könnte ich dann noch etwas Weiteres wünschen?"

„Theure Blanca, vereinigen Sie sich also mit mir, um die Einwilligung Ihres Beschützers zu erhalten."

Die zwei jungen Leute heften auf den Barbier flehende Blicke. Dieser blickt sie nicht an und scheint ganz in seine Betrachtungen versunken; endlich bleibt er plötzlich vor Urbain stehen und sagt: „Blanca gehört Ihnen."

„Ist's möglich!" ruft der junge Mensch wonnetrunken aus. „Blanca, hören Sie es, er will unser Glück. Ach! mein guter Freund, wie großen Dank bin ich Ihnen schuldig!"

Die beiden jungen Leute sinken vor Touquet auf die Kniee nieder, die Augen in Thränen der Wonne und Dankbarkeit gebadet.

„Was macht ihr?" sagte der Barbier, der, wie es scheint, beschämt darüber ist, daß er das junge Paar zu seinen Füßen erblickt. „Stehet auf... ich will es."

„Sie gründen unser Glück," ruft Urbain aus,

chene Zukunft scheint ihnen noch ein Traum ihrer Einbildungskraft. Allein Touquet erinnert Urbain nochmals an's Weggehen: „Morgen sehen wir uns wieder," sagte er zu ihr.

„Ja, morgen," wiederholt Blanca, „und keine weibliche Tracht mehr, verstehen Sie?... Ich will mich daran gewöhnen, Sie in männlicher Kleidung zu sehen."

„Ja, theure Blanca, ja, keine Verstellung mehr."

Ungeduldig zieht jetzt der Barbier den jungen Menschen mit sich fort, und Blanca verschließt ihre Thüre seufzend und noch leise murmelnd: „Morgen sehen wir uns wieder."

Touquet gibt Urbain das Geleit, eine Lampe in der Hand haltend und rasch nach der Treppe zueilend, allein kaum ist er zehn Schritte im Corridor vorwärts geschritten, als seine Füße an Etwas stoßen; er leuchtet auf den Boden und bemerkt einen kleinen unförmlichen Knäuel, der sich bewegt und an die Wand schlüpfen zu wollen scheint. Der Barbier eilt auf diesen Gegenstand zu, und den Mantel, der ihn bedeckt, schnell wegnehmend, bemerkt er Chaudoreille, der seinen Körper in die Form eines Vierecks gebracht hat, so daß er keinen größern Raum einnimmt als eine große Katze.

„Was machst Du da, Spitzbube?" ruft Touquet aus, dem Ritter in's Gesicht leuchtend.

„Ich... nichts... ich hob eine Stecknadel auf."

„Komm' in den Saal herab; ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich die Neugierigen nicht liebe."

Ohne Zweifel, um ihm dieß zu beweisen, versetzt der Barbier dem Ritter einen derben Stoß mit dem Fuße, den dieser, da er noch nicht Zeit gehabt hat, sich zu entwickeln, auf drei Theile seines Körpers zugleich empfängt. Allein Touquet hält sich nicht länger auf; er führt den Studenten an die Hausthüre, und sie öffnend sagt er zu ihm: „Gehen Sie fort und erinnern Sie sich an Alles, was Sie versprochen haben."

Urbain will seine Danksagungen erneuern; allein der Barbier fordert ihn in ernsthaftem Tone auf, eiligst in seine Wohnung zurückzukehren, was auch geschieht.

Touquet kehrt in den Saal des Erdgeschoßes zurück, wo er Chaudoreille findet, der seine natürliche Größe wieder angenommen hat und mit siegreicher Miene den Dank des Barbiers, wie es scheint, erwartend, auf und nieder geht.

„Nun, alle Teufel!" ruft er aus, ungeduldig darüber, daß der Barbier nichts zu ihm sagt, „Du hast die Elster im Neste gefunden... ich war nicht blind... das Licht brannte nicht umsonst... und diese Ohrfeige... o, alle Teufel!... ich hatte eine männliche Hand erkannt... ich täusche mich hierin nie. Ei, wir haben, so viel ich sehe, den Galan zur Thüre hinausgeworfen... Was die Kleine betrifft... der Henker!... mit ihrer heiligen Miene... wer hätte dieß geglaubt..."

„Schweig!" ruft der Barbier, sich dem Ritter mit drohender Geberde nähernd. „Beschimpfe Blanca

nicht; dieses Mädchen ist so gewiß rein, als Du ein Lügner und eine feige Memme bist..."

„Feige Memme!... alle Teufel!... wenn dieser Roland sprechen könnte!"

„Ja, ich gestehe, daß ich Jemand gefunden habe ... aber dieser Jemand war nicht allein bei Blanca."

„Das ist sonderbar, ich habe die Stimme der alten Margarethe nicht gehört..."

„Du horchtest also, Elender!"

„Nein... zufällig haben mir einige Töne die Ohren betäubt... man schrie... ich habe geglaubt, man bedürfe meiner Hülfe und in meiner natürlichen Hitze habe ich mich dem Orte, von welchem das Geschrei ausging, einige Schritte genähert."

„Nun, was hast Du gehört?... Sprich, ich will es..."

„O! nichts... einige Worte. Du versprachst, so schien es mir, die beiden Liebenden zu vereinigen; wenigstens glaubte ich so Etwas zu vernehmen... hätte ich jedoch geglaubt, daß Du die Kleine nicht für Dich aufspareſt, so würde ich Dich schon längst um ihre Hand gebeten haben, und es scheint mir, daß ich mit Fug den Vorzug vor dieser kleinen Maske verdiene, die, wäre ihr Röckchen nicht gewesen, hart für die Ohrfeige gebüßt haben würde."

„Du!... Blanca's Gatte werden!" sagte der Barbier, einen verächtlichen Blick auf das Männlein werfend. „Höre, Chaudoreille, es ist meine Pflicht, Blanca mit dem jungen Manne zu verbinden; er kann sie glücklich machen."

„Es steht Dir frei, aber..."

„Aber sagst Du ein Wort über Alles, was Du diese Nacht gesehen und gehört hast, so werde ich die furchtbarste Rache nehmen; verstehst Du mich?"

„Ja, ja, ich verstehe Dich... Ei, alle Teufel! verheirathe die Kleine, mit wem Du willst; doch, wenn es eine Hochzeit gibt, so hoffe ich..."

„Nein, es wird weder eine Hochzeit, noch einen Schmaus geben."

„Das wird lustig sein!"

„Aber wenn Du verschwiegen bist, so verspreche ich Dir zwei Goldstücke, wenn Alles vorbei ist und Blanca dieses Haus verlassen hat."

„Top! die Sache ist abgemacht; es ist, als ob ich sie schon hätte und Du könntest sie mir im Voraus bezahlen."

„Ich ziehe es aber vor, sie Dir erst nachher zu bezahlen. Allein die Nacht geht zu Ende; ziehe Dich zurück und erinnere Dich an Dein Versprechen."

„Ja, ja, es ist gut... A propros! und der verführerische Marquis, was hat er Neues mit der jungen Italienerin erlebt?"

„Ich glaube, daß das Feuer schon erloschen ist... allein dieß setzt mich nicht in Erstaunen: vierzehn Tage, drei Wochen, dieß ist das Maß der Beständigkeit unserer großen Herren."

„Demnach ist es wahrscheinlich, daß alsbald eine neue Intrigue zu leiten sein wird... ich empfehle mich Dir, mein theurer Touquet."

„Es ist gut... begib Dich nach Hause."

„In der That, es ist Zeit... eilen wir in die Straße Brise-Miche; ein Glück für mich, daß meine Zuchtstute gefällig gegen mich ist, ohne das würde ich große Gefahr laufen, auf der Straße übernachten zu müssen. Doch, wenn Du wolltest, würde ich den Tag hier erwarten... auf einem Stuhle..."

„Nein, nein, Du mußt fortgehen... ich bedarf auch der Ruhe und es scheint mir, ich werde sie diese Nacht ein wenig kosten können."

Chaudoreille hüllt sich, so gut er kann, in seinen Mantel und läuft mit saurer Miene auf die Thüre zu. Der Barbier schließt hinter ihm zu und sagt, auf sein Zimmer gehend, zu sich: „Ich habe wohl daran gethan... sie wird abreisen, man wird nicht mehr von ihr sprechen hören, und bald wird Alles, was auf sie Bezug hat, vergessen sein."

Drittes Kapitel.

Stunden des Glücks.

Margarethe allein hatte in dieser Nacht, die in dem Hause des Barbiers eine so große Veränderung herbeigeführt hatte, geschlafen; man kann sich leicht denken, daß Blanca die Augen keinen Augenblick schloß. Das liebenswürdige Kind, noch ganz betäubt von den so eben stattgehabten Ereignissen, hatte kaum Zeit gehabt, vom Schrecken zur Liebe, von der Furcht zur Freude überzugehen; ihr armes Herz wußte noch nicht, woran es war, obwohl ein überwiegendes

Gefühl ihren ganzen Sinn beherrschte. Sie hüpfte jeden Augenblick von ihrem Lager auf und sprang wieder auf dasselbe zurück, wiederholt ausrufend: „Es ist ein Jüngling ... er ist es, der so gut singt... Mein Gott, wer hätte es geglaubt! er war so hübsch als Mädchen... doch wird er, glaube ich, als Jüngling noch hübscher sein... Ach, ich wollte, es wäre schon wieder Abend... Er sagt, er liebe mich... das ist drollig... liebe ich ihn auch?... ja, ich glaube... Indessen werde ich Margarethen bitten müssen, mir zu erklären, was Liebe ist... sie muß dieß wissen; arme Margarethe, wie wirst du staunen, wenn du erfährst, daß es kein Mädchen war!... Ach! ich wünschte, es wäre schon Tag..."

Der so lange ersehnte Tag bricht endlich an. Blanca ist schon lange auf; ungeduldig darüber, daß sie ihre gute Alte noch nicht herabsteigen hört, kann sie sich nicht länger bezwingen; sie eilt daher in Margarethens Zimmer hinauf und ruft, an die Thüre klopfend, aus: „Wache doch auf, meine Beste, es ist schon spät... ich habe Dir tausend Dinge mitzutheilen... stehe auf, ich bitte Dich; Du hast schon genug geschlafen."

Margarethe, die man nie aufweckte, weil sie stets ziemlich früh herabkam, reibt sich erschrocken die Augen, glaubt, das Haus stehe in Flammen, sucht ihre Gedanken zu sammeln und den ihr anvertrauten Talisman aufzufinden, und verwickelt sich in ihre Betttücher, indeß sie ihre Schutzheilige anruft und zwischen den Zähnen murmelt: „Sollte mir ihn wohl der Teufel

diese Nacht entwendet haben? ... warte doch ... ich finde ihn nicht mehr ... Ach, ich fühle Etwas ... sicherlich aus Bosheit hierher geschoben."

Endlich hat Margarethe Urbains kleinen Hosenfleck wiedergefunden, und sich an die Vorfälle des verflossenen Abends erinnernd, eilt sie, Blanca die Thüre mit den Worten zu öffnen: „Ist Ursula fort? ... man muß sich beeilen, mein Kind, sie fortzuschicken."

Hüpfend und die Alte mit sich fortziehend, erwiedert Blanca: „O ja, sie ist fort! ... das heißt er ist fort ... allein fürchte Dich nicht ... mein guter Freund erlaubt ihm, zu kommen ... erlaubt ihm, mich zu heirathen ... er zürnt nicht mehr ... er wird diesen Abend als Jüngling wiederkommen ... Du wirst sehen, wie er so hübsch ist ... und dann werden wir uns heirathen! ... Wir werden auf dem Lande leben und Du wirst mit uns gehen. Ach, wie froh bin ich! Lache doch auch, Margarethe; Du siehst wohl, daß wir nichts mehr zu befürchten haben."

Margarethe hatte keine Luft zum Lachen, sie hätte lieber geweint, da sie nichts von dem begriff, was Blanca ihr sagte. Ihre Augen öffnend, so weit sie konnte, rief sie: „Ach, guter Gott! ... mein liebes Kind! ... wer hat Dir diesen Morgen den Kopf verdreht? ... Ist diese Ursula wohl eine Zauberin? ... Hüpfen Sie doch nicht so, ich bitte Sie!"

Blanca beginnt ihre Erzählungen wieder, und nicht ohne Mühe macht sie Margarethen begreiflich, daß Ursula männlichen Geschlechts ist. Allein jetzt

stößt Margarethe einen Schreckensruf aus und sagt: „Ach, mein Gott!... männlichen Geschlechts!... und er hat bei Ihnen geschlafen?"

„Aber nein, meine Beste, denn Herr Touquet ist in dem Augenblicke angekommen, in welchem... wahrlich, ich weiß nicht mehr, in welchem Augenblicke... Ach ja!... ich glaube, ich lag in seinen Armen..."

„Heilige Jungfer! es war ein als Mädchen verkleideter Kobold..."

„Aber nein, meine Beste, er nennt sich Urbain... er ist Waise wie ich, aber seine Familie war sehr angesehen... kurz, er wird mich heirathen."

„Sie heirathen?"

„Ja, ohne Zweifel... willst Du Dich widersetzen, wenn mein Beschützer seine Einwilligung dazu gegeben hat?"

„Wie!... Herr Touquet..."

„Ja, ja!... es ist schon alles im Reinen."

Die gute Alte hat noch Mühe, sich zu überzeugen, daß ihre Ohren sie nicht täuschen, allein die Ankunft ihres Herrn macht ihrer Ungewißheit ein Ende.

Der Barbier naht sich Margarethen mit strenger Miene und die Alte zittert, denn sie fühlt, daß sie nicht ganz vorwurfsfrei ist.

„Margarethe," sagte er, „ich könnte sie bestrafen, weil sie mein Zutrauen verrathen, weil sie, meines Befehls ungeachtet, Jemand in mein Haus eingelassen hat. Sie wird mir sagen, sie sei, wie Blanca, betrogen worden... ich will es gerne glauben. Uebri-

gens habe ich verziehen und es ist unnütz, auf das Vergangene zurückzublicken. Der junge Mensch wird Blanca's Gatte werden... er kann sie glücklich machen; sie wird mit ihnen gehen, wenn sie dieses Haus verlassen. Ich habe ihr nur noch Einen Befehl zu ertheilen: er besteht darin, allen ihren Bekannten in der Nachbarschaft diese Begebenheit zu verschweigen. Wenn sie sich den geringsten Mangel an Verschwiegenheit zu Schulden kommen läßt, jage ich sie fort, und sie wird Ursache sein, daß Alles dieses nicht stattfindet..."

„Ach, meine Beste, schwatze nichts aus!" rief Blanca.

„Nein, Mademoiselle... nein, mein Herr," erwiedert Margarethe noch zitternd, „ich schwöre, daß..."

„Genug," sagt der Barbier, „sie liebt Blanca, ihr Glück hängt von ihrer Verschwiegenheit ab. Urbain wird bis zu dem Tage, an welchem er seine Braut heimführt, bloß des Abends kommen."

Nach diesen Worten entfernt sich der Barbier und läßt Margarethen noch ganz erstaunt über das so eben Gehörte zurück. „Wie!" sagte sie, Blanca auf ihr Zimmer folgend, „Herr Touquet hat sogleich eingewilligt?"

„Ja, meine Beste."

„Ich kann es mir fast nicht denken!"

„Es hat mich auch sehr in Erstaunen gesetzt... Ich befürchtete, er möchte Urbain abweisen."

„Urbain, Urbain!... aber, mein Gott! Sie kennen ihn nicht, mein Kind!"

„Ja, meine Beste, weil es Ursula ist..."

„Ich verstehe wohl, allein Ursula hat uns hintergangen."

„Um mich zu sehen, hatte er diese Verkleidung angenommen... aus Liebe, meine Beste."

„Aus Liebe!... Allein Sie, mein Kind, können ihn noch nicht lieben."

„O, meine Beste, ich glaube, daß ich ihn sehr bald lieben werde!... Urbain hatte mir gestern, als mein Beschützer an meiner Thüre klopfte, bereits Liebe eingeflößt."

„Jesus Maria!... Wie, mein Kind, Sie fühlten Liebe für ihn, statt um Hülfe zu rufen, als Sie sahen, daß er männlichen Geschlechts war!"

„O, ich wollte dieß anfangs thun, aber... wenn Du wüßtest!... Urbain ist durchaus nicht erschreckend ... im Gegentheil... und dann hat er sich mir zu Füßen geworfen... er hat mich um Verzeihung gebeten und das mit einer so sanften Miene, mit so ausdrucksvollen Augen... Ach, Margarethe! wer würde ihm nicht verziehen haben!"

„Ach, gerechter Himmel!... und Ihr Talisman, meine Tochter, Sie haben also Ihre Zuflucht nicht zu ihm genommen?"

„Ach, Verzeihung, meine Beste, ich habe ihn sogar Urbain mehrmals gezeigt..."

„Und dieß trieb ihn nicht in die Flucht?"

„Im Gegentheil, meine Beste, er trat mir alsdann näher..."

„Ach, gewiß ist Alles umgekehrt. Dieser junge

Mensch muß ein Zauberer sein, weil er solche Veränderungen in diesem Hause bewirken kann, und ich habe gar keinen Glauben mehr an seine kleine Reliquie."

Ungeduldig harrten Blanca und die Alte auf den Einbruch des Abends. Margarethe brannte vor Begierde, den jungen Menschen, der im Hause ihres Herrn Wunder gewirkt hatte, kennen zu lernen, und das junge Mädchen war von dem Wunsche beseelt, den Jüngling wiederzusehen, der ihrem Busen Seufzer entlockte und ein ganz neues Gefühl in ihr erregte. Allein mit Blanca's Wünschen waren bereits jene Aengstlichkeit und jenes Schamgefühl, von denen eine erste Liebe begleitet zu sein pflegt, gepaart. Je näher die Stunde herbeirückte, in der Urbain ankommen sollte, desto unruhiger und nachdenkender wurde sie, und bereits flößte ihr dieses ungekannte Gefühl ein geheimes Verlangen zu gefallen ein; sie stand auf, betrachtete sich in ihrem Spiegel, ordnete eine Haarlocke und sagte dann zu Margarethen: „Meine Beste, bin ich auf diese Art hübsch? Glaubst Du, daß er mich diesen Abend eben so sehr lieben werde als gestern?"

„Liebes Kind!" rief die alte Dienerin, „würde er wohl Ihrer würdig sein, wenn er fähig wäre, seine Gesinnung zu verändern!... Wenn man recht liebt, mein Kind, so liebt man auf immer."

„O, um so besser, meine Beste; ich wenigstens will so lieben... Du wirst sehen, daß Urbain nichts Schreckhaftes an sich hat, und ich bin überzeugt, daß Du ihn auch lieben wirst."

Der junge Student harrte mit nicht geringerer Ungeduld als Blanca auf den Augenblick, in welchem er zu dem Barbier zurückkehren durfte. Seit dem bewußten Vorfalle war Urbain fast ganz außer sich; sein Glück war ihm so schnell, so unerwartet zu Theil geworden, daß er fast den Verstand darüber verlor. Er war in jener Nacht in einem unbeschreiblich fröhlichen Zustande in seine Wohnung zurückgekehrt. Im Taumel seines Entzückens hatte er seinen Rock und sein Halstuch verloren, allein er hatte nicht mehr nöthig, sich zu verklelden, und da er sich die Mühe nicht geben mochte, diese Stücke seiner Kleidung aufzuheben, so war er halb entkleidet in seine Wohnung zurückgekommen, allein so glücklich, daß er sein Schicksal nicht gegen das Glück des Günstlings und die Macht des Cardinals vertauscht haben würde; auch hätte er nicht wohl daran gethan: die Genüsse, welche die Liebe verschafft, werden nicht gleich den weltlichen Genüssen durch Unruhe und Besorgniß verbittert.

Den nächsten Morgen hätte Urbain sein Glück Jedermann erzählen mögen, allein er erinnerte sich, daß eine der ersten Bedingungen seiner Vermählung mit Blanca die war, über diese Geschichte Stillschweigen zu beobachten; er begnügte sich daher, alle Personen, die an ihm vorübergingen, mit jener Miene der Zufriedenheit und des Triumphes, die von einer über die Schläge des Schicksals erhabenen Seele zeugt, zu betrachten. Am Abend dieses Tages kam seine Nachbarin wie gewöhnlich und erbot sich, ihn

verkleiden zu helfen; aber Urbain dankte ihr: er bedurfte ihrer Dienste nicht mehr, und das wohlbeleibte Mädchen schien betrübt darüber, daß die Verkleidungen ein Ende hatten.

Urbain wollte als Jüngling noch mehr gefallen denn als Bäuerin und ordnete seinen Anzug mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich. Er untersuchte, ob seine Haare ohne Unordnung auf seine Stirne herabwallten und seufzte, indem er bei sich sagte: „Wenn ich ihr nicht gefallen würde!" Indessen verliehen ihm die Erinnerungen des vorigen Abends Muth und er begab sich in's Haus des Barbiers.

Er zitterte, als er an die Thüre klopfte, und doch konnte er nun nicht mehr befürchten, fortgejagt zu werden. Als der Schall des Klopfers zu Blanca's Ohren drang, sprang sie von ihrem Stuhle auf und rief: „Er ist es!" Mit diesen Worten wollte sie nach der Hausthüre eilen, Margarethe hielt sie jedoch zurück und sagte zu ihr: „Nun, mein Kind, was wollen Sie thun?... es wäre nicht schicklich, wenn Sie dem jungen Menschen öffnen würden."

„Ach, meinst Du, meine Beste?... Nun, so geh', Margarethe... geh' geschwind!"

Margarethe eilt so sehr sie kann; sie ist begierig, den Jüngling zu sehen. Sie öffnet endlich Urbain und betrachtet ihn aufmerksam. Seine sanfte und schüchterne Miene nimmt die Alte zu seinen Gunsten ein, so daß sie ausruft: „Es ist sonderbar... er sieht als Jüngling noch verlegener aus denn als Mädchen!"

„Wohlan, kommen Sie, schönes Herrchen, kommen

Sie. Ach, wir wollen sehen, ob Sie noch Geschichten zu erzählen wissen, die Ihren Tanten und Basen begegnet sind!"

„Ja, meine beste Margarethe," sagte Urbain, „ich werde Ihnen immer solche erzählen, wenn es Ihnen Vergnügen macht."

„Er will mir Vergnügen machen!" sagte Margarethe bei sich, ihm leuchtend; „in der That, Blanca hat recht und dieser junge Mensch ist ganz hübsch und artig."

Es war etwas Sonderbares um die Verlegenheit der beiden jungen Liebenden, die nach der ersten Zusammenkunft, in der sie mit einander von Liebe gesprochen hatten, bei ihrem Wiedersehen schon verlobt und versichert waren, sie werden einander heirathen. Blanca, die anfangs die Thüre hatte öffnen wollen, wagte es nicht mehr, die Augen aufzuschlagen und blieb, Urbains Tritte hörend, unbeweglich auf ihrem Sessel sitzen.

Dieser fühlt beim Eintritte in das Zimmer, in das er seit vierzehn Tagen jeden Abend kommt, eine ihm neue Verwirrung, und bleibt an der Thüre stehen, den Hut in der Hand haltend und schüchterne Blicke auf Blanca werfend.

„Ei," sagte Margarethe, „jetzt wagt er es nicht mehr, vorzutreten!... Wohlan, Herr Junggeselle, als Sie Mädchen waren, blieben Sie nicht so stumm an der Thüre stehen, und meine arme Blanca wagt die Augen nicht mehr aufzuschlagen und zittert am ganzen Leibe! Meine liebe Freundin, man muß nicht

erröthen, wenn man nichts Böses gethan hat... Sie werden sehen, daß ich sie werde aufmuntern müssen."

Indessen hat sich Urbain seiner Geliebten leise genähert; er läßt sich mit einem Knie auf den Boden nieder und stammelt: „Wenn Sie keine Freundschaft mehr für mich fühlen... wenn diese Kleidung mir Ihr Zutrauen raubt... nun, so werde ich mich wieder als Ursula kleiden."

Das liebenswürdige Kind hebt den Kopf schüchtern empor, wirft einen Blick voll Milde und Zärtlichkeit auf Urbain und antwortet, noch mehr erröthend: „Ach, dieß ist nicht der Fall... Entschuldigen Sie mich... ich weiß nicht, was ich habe." Sie wendet hierauf den Kopf weg, um ihr Gesicht an Margarethens Busen zu verbergen, zu der sie ganz leise sagt: „Meine Beste... ist es die Liebe, die mich so schamhaft macht?"

„Ich erinnere mich der Wirkung, die sie hervorbringt, fast nicht mehr," erwiederte die Alte, den Kopf schüttelnd. „Doch... ja, ich glaube, daß sich die Liebe zu meiner Zeit beinahe auf eben die Art ankündigte."

Blanca wendet sich wieder nach Urbain um und sagt mit einem reizenden Lächeln zu ihm: „Seien Sie nicht böse, wenn ich linkisch und verlegen bin, es kommt, scheint es mir, daher, daß ich Sie liebe."

Entzückt über die Offenherzigkeit des jungen Mädchens ergreift Urbain ihre Hand, die er an sein Herz drückt; dann setzt er sich neben sie nieder und wieder-

holt ihr die Schwüre, die seine Zärtlichkeit ihm einflößt. Bald ist das Vertrauen wieder hergestellt; wenn die Herzen sich verstehen, ist die Furcht bald verbannt. Blanca wird wieder fröhlich, mittheilend; sie läßt ihren Geliebten alle Gefühle ihrer Seele wissen, und dieser sieht, daß er einen Schatz der Unschuld und Güte besitzen wird.

Margarethe mischt sich in die Unterhaltung der jungen Leute. Urbain hat sich durch seine Sanftmuth und seine Achtung gegen die Rathschläge der alten Magd ihre Freundschaft erworben; man entwirft schöne Pläne für die Zukunft. Der junge Student rühmt die Lage seines kleinen Eigenthums, das, in einer reizenden Landschaft gelegen, ihnen herrliche Spaziergänge und alle Annehmlichkeiten des Landlebens darbieten wird. Man verspricht der guten Alten, ihr ein, allen Zaubereien unzugängliches Zimmer zu geben, und ihr in den langen Winterabenden jene furchtbaren Geschichten zu erzählen, die ihr so viel Furcht und Vergnügen machen. So lange die zwei Liebenden mit Margarethen sprechen, betrachten sie sich oder drücken sie einander die Hand, und ein süßes Lächeln, ein sanfter Druck gründen bereits zwischen ihnen jenes Einverständniß des Herzens, das die ersten und oft die süßesten Freuden der Liebe gewährt.

Die Zeit ist rasch entflogen. Es schlägt neun Uhr; dieß ist der Augenblick, den der Barbier für Urbains Heimkehr festgesetzt hat, und man weiß, daß man seinen Befehlen gehorchen muß, wenn man will, daß er sein Versprechen halten soll.

„Wie! wir sollen uns schon verlassen?“ sagte Urbain.

„Das ist Schade,“ erwiedert Blanca, einen zärtlichen Seufzer ausstoßend.

„Ihr werdet euch morgen wieder sehen, meine Kinder,“ sagte Margarethe; „dann wird ein Tag kommen, wo ihr euch nicht wieder verlassen werdet. Herr Dorgeville, haben Sie die nöthigen Anstalten zu Ihrer Heirath begonnen?“

„Ach, mein Gott,“ sagte Urbain, „ich bin heute so verwirrt gewesen, daß ich nur an das Glück, welches ich diesen Abend genießen werde, gedacht und noch nichts gethan habe.“

„Wenn Sie alle Tage so betäubt sind,“ sagte Margarethe, „so wird Ihre Heirath nie zu Stande kommen.“

„O, schon morgen treffe ich die nöthigen Anstalten... ich habe ein so großes Verlangen, mich nie wieder von Blanca zu trennen... Aber ich habe Herrn Touquet diesen Abend nicht gesehen, soll ich zu ihm gehen und ihm einen guten Abend wünschen?“

„Nein, es ist unnütz; mein Herr ist kein Mensch wie andere: er hält nicht viel auf Höflichkeitsbezeugungen. Er hat mir ausdrücklich erklärt: der junge Mensch wird um sieben Uhr kommen, sie wird ihn zu Blanca führen, wo sie bei ihnen bleiben wird, und um neun Uhr wird er sich entfernen. Wann ich ihn zu sprechen wünsche, werde ich mich zu ihm verfügen, aber er braucht nicht zu mir zu kommen.“

„Welch' ein sonderbarer Mann," sagte Urbain; „aber ich muß ihn segnen, denn er macht mich glücklich; ach, ich klagte ihn an, ich hatte ihn im Verdacht, daß er den Schatz, den er allen Blicken verbarg, für sich behalten wolle ..."

„Für sich?" rief Blanca, „ach, mein Gott... war dieses möglich!"

„Verzeihen Sie mir, meine theure Blanca, die Liebe macht eifersüchtig; ich war ungerecht, ich sehe es wohl ein."

„Ja, ja," sagte Margarethe, „aber beeilen Sie sich immer, Ihre Papiere zu erhalten und dieses liebe Kind zu heirathen."

Der junge Mann entfernt sich endlich, aber Blanca's Blicke verfolgen ihn, und er kann nicht mehr an seinem Glücke zweifeln: er besitzt das Herz des liebenswürdigen Mädchens, das ihm das Gefühl, welches er ihr einzuflößen gewußt hat, nicht zu verbergen sucht. Am Morgen des folgenden Tages beginnt Urbain die nöthigen Anstalten zur Beschleunigung seines Ehebundes; er will auch die wenigen Möbel, die er besitzt, verkaufen, denn er muß Geld zur Reise haben und er hat schon bemerkt, daß Meister Touquet, was diesen Punkt betrifft, eben nicht sehr großmüthig ist. Aber ein Liebhaber, der dem Augenblicke nahe ist, in welchem er seine Geliebte besitzen wird, glaubt sich immer reich genug, und zudem hat die in der Einsamkeit erzogene Blanca keinen Geschmack für den Aufwand, den Putz und die Koketterie: sie wird sparsam und einfach sein. Diese Eigenschaften sind

oft mehr werth als die Mitgift, welche die Hand einer Vermählten begleitet.

Der Abend führt Urbain zu seiner Geliebten zurück: dießmal ist die Verlegenheit verschwunden und man überläßt sich ohne Rückhalt der Freude des Wiedersehens. Die Augenblicke, die man beisammen verlebt, verfließen beständig mit derselben Schnelligkeit, aber man tröstet sich mit dem Gedanken, daß bald der Tag kommen wird, an dem man sich auf immer vereinigt. Den vierten Abend, den Urbain mit Blanca und Margarethen zubringt, öffnet sich die Thüre des Zimmers und der Barbier tritt raschen Schrittes ein.

Er macht Urbain eine leichte Verbeugung und sagt mit der ihm eigenen Kürze: „Treffen Sie die nöthigen Anstalten zu Ihrer Heirath?"

„Ja, mein Herr," erwiedert Urbain, sich erhebend und ihm entgegengehend; „Sie wissen, daß die Beamten unsere Ungeduld nicht theilen; doch werde ich spätestens in zehn Tagen alle meine Papiere erhalten. Ich bin bei dem Geistlichen gewesen, der uns trauen soll, und ich werde, glaube ich, alle Vorkehrungen zu unserer Abreise getroffen haben."

„Das ist gut."

Der Barbier sagt nichts weiter und verläßt die jungen Leute, die einen Augenblick über sein Betragen staunen, im Grunde aber nicht verdrießlich darüber sind, daß sie sich dem Vergnügen, sich zu lieben und es sich zu gestehen, hingeben können, ohne einen andern Zeugen zu haben als die alte Margarethe, die

manchmal schläft, während Urbain und Blanca sich schweigend die Hand drücken.

Die Zeit verfließt rascher, wenn man glücklich ist, und wenn die Tage für die zwei Liebenden lang waren, so schien ihnen dagegen jeder Abend so kurz. Je mehr sie sich sahen, desto tiefer wurzelte die Liebe in diesen beiden Herzen, die dazu geschaffen schienen, sich anzubeten, und die Möglichkeit, von einander getrennt zu leben, jetzt nicht mehr begreifen konnten.

Aber der Tag ihrer Verbindung rückt herbei; Urbain hat seine Papiere erhalten und auch einige Einkäufe für seine Braut gemacht. Der Priester ist in Kenntniß gesetzt; noch fünf Tage und der Altar wird ihre Schwüre empfangen. Dann verlassen sie die große Stadt, um in friedlicher Abgeschiedenheit ein reines Glück, das keine Stürme trüben, zu genießen... dieß wenigstens hoffen sie von der Zukunft; und Chaudoreille, von dem Wunsche getrieben, die ihm von dem Barbier versprochene Belohnung zu erhalten, hat sich schon drei Mal bei diesem mit den Worten eingefunden: „Ist die Heirath zu Stande gekommen?"

„Noch nicht," erwiedert Touquet, worauf sich Chaudoreille entfernt, die Worte murmelnd: „Mögen sie sich doch beeilen... Zum Henker... ich brauche Geld!... Alle Teufel! in zwölf Tagen wollte ich zwölf Frauen geheirathet haben."

Viertes Kapitel.

Ein Chaudoreille's-Tag.

Chaudoreille, der die zwei Goldstücke, die ihm der Barbier versprochen, noch nicht erhalten, hatte wie gewöhnlich keinen Heller in der Tasche und stieg eines Morgens die Straße des petits Carreaux hinab; er kam vom Marktplatze St. Germain, wo er Niemand gefunden hatte, der bereit schien, sich von ihm im Kegelspielen unterrichten zu lassen, und war auf dem Wege nach dem Marktplatze St. Laurent, wo er glücklicher zu sein hoffte.

Chaudoreille ging, seiner Gewohnheit zufolge, mit hoch emporgehobenem Gesichte einher, nach allen Seiten umherblickend, die linke Hand auf seine Hüfte gestützt und mit der rechten seinen Knebelbart streichelnd. Als er sich den Bollwerken näherte, zupfte ihn Jemand sanft an seinem Mantel; er schrickt zusammen, als er aber den Kopf umwendet, bemerkt er eine alte Magd. Die Hand an seinen Degen legend, ruft er aus: „Der Henker! ich habe geglaubt, es sei eine männliche Person und ich war eben im Begriffe, ihn Vernunft zu lehren. Allein was wollen Sie von mir, Mütterchen? Ziehen Sie nicht so stark an meinem Mantel, er ist ein wenig mürbe."

Die Alte legt den Finger auf den Mund und sagt mit geheimnißvoller Miene: „Meine Gebieterin wünscht Sie zu sprechen."

„Ihre Gebieterin!" ruft Chaudoreille aus, dessen Stirne sich erheitert und der nicht zweifelt, daß er

eine Eroberung gemacht habe. „O, o, mein Liebchen, ich begreife Sie... allein ist sie jung? ist sie reich? ist sie... das ist übrigens gleich, führen Sie mich immer zu ihr."

„Nein, sie kann Sie heute nicht empfangen; allein finden Sie sich morgen Abend bei Einbruch der Dämmerung hier ein; ich werde Sie aufsuchen und einführen."

„Genug, ich werde nicht ermangeln und fiele auch ein Feuerregen. Ah, ein Wort, wenn es Ihnen beliebt; könnten Sie mir nicht sagen, wo Ihre Gebieterin mich gesehen hat?"

„Auf der Straße, wie ich vermuthe, weil sie an ihrem Fenster stand... morgen Abend, mein Herr, ich kann mich nicht länger aufhalten."

„Gehen Sie, Flora, gehen Sie und begeben Sie sich wieder zu Cythere," sagte Chaudoreille, während die Alte sich entfernt; dann setzt er seinen Weg fort und sagt zu sich: „Das ist ein Liebesabenteuer, ich verstehe mich darauf: dieses geheimnißvolle Benehmen, diese geheime Zusammenkunft in der Dämmerung... sie hat mich an ihrem Fenster gesehen... Alle Teufel! wie wohl thue ich daran, daß ich den Kopf hoch trage... ein hübscher Mann muß immer darauf sehen, daß er stets im Bereiche aller Blicke ist."

Hierauf blickte er so sehr in die Luft, daß er an einen Wasserträger stieß, der mit seinen zwei vollen Eimern ruhig einherging. Der Stoß war so stark, daß diesem einer seiner Eimer aus den Händen fiel.

„Verfluchter Einfaltspinsel!“ rief der Wasserträger aus; „hier, nimm dieß hin, damit Du künftig vor Dich blicken lernst!“

Mit diesen Worten goß der Wasserträger den Eimer, den er noch in der Hand hielt, auf den gascognischen Ritter aus. Chaudoreille ist ganz überschwemmt; in seiner Wuth zieht er seinen Roland aus der Scheide und tritt gegen den Wasserträger vor, allein ohne durch die Klinge, die ihm sein Gegner, sich wie ein Wahnsinniger geberdend, entgegenschwingt, erschreckt zu werden, nimmt dieser in jede Hand einen seiner Eimer, und den Ritter ruhig erwartend, sagt er: „Tritt doch vor, schwaches Männlein! Dein Bratenwender macht mir nicht bange.“ Chaudoreille schiebt seinen Roland wieder in die Scheide, schreit aus voller Kehle: „Wache heraus!“ und so läuft er in Begleitung aller Gassenbuben des Stadtviertels davon.

Der Ritter macht nicht eher Halt, als bis er Niemand mehr hinter sich hört. Er befindet sich jetzt bei den gelben Gräben, die unter der Regierung Karl des Neunten gegraben wurden, und sich von dem Thore St. Denis bis zum Thore St. Honoré erstreckten. Chaudoreille ist ganz durchnäßt und das Wetter sehr kalt; er geht aus einem leicht zu errathenden Grunde nicht nach Hause, um seine Kleider zu wechseln. Glücklicher Weise aber war es heiter, und die Sonne, so wenig Wärme sie auch ausgoß, verschönte den Spaziergang, der damals in der Gegend angelegt war, in der sich Chaudoreille befand. Der Ritter

sieht, um sich zu trocknen, kein anderes Mittel, als zwei oder drei Stunden lang in der Sonne umher zu rennen. Er unterzieht sich alsbald diesem Geschäfte, wobei er weit weniger in die Luft blickte als zuvor, und einigen seiner Bekannten, die an ihm vorübergehen und ihn fragen, warum er so schnell laufe, nur mit den Worten antwortet: „Es ist eine Wette... halten Sie mich nicht auf; ich habe hundert Pistolen gewettet, daß ich große Tropfen schwitzen werde."

Nach Verfluß von drei Stunden fangen die Kleider des Ritters an, mehr Festigkeit zu gewinnen, und er macht Halt, um Athem zu schöpfen.

„Du hast Deine Bestimmung verfehlt, mein Freund, Du hättest bei irgend einem Fürsten Dienste als Läufer nehmen sollen," sagte jetzt ein Mann, der, von zwei andern begleitet, stehen geblieben war und großes Vergnügen an der Betrachtung des gascognischen Ritters zu finden schien, während der eine seiner Gefährten, ein Mann von ungewöhnlicher Leibesgröße und Leibesdicke, aus vollem Halse lachte, und der dritte, welcher drollige Geberden und seltsame Grimassen schnitt, damit beschäftigt zu sein schien, die Gesichtszüge und Haltung des Wettläufers zu copiren.

„Was soll das heißen, meine Herren!" sagt das Kind der Garonne zu den drei Individuen, die vor ihm stehen geblieben sind; „alle Teufel, ist es einem nicht mehr erlaubt, zu laufen?"

„O, o! seine Mundart macht ihn noch drolliger," sagte der fette Mann. „Kamerad, betrachte ihn recht,

wir müssen uns heute Abend diese Figur geben; sie ist Goldes werth."

„Ja," antwortet der Dritte, „hol' mich der Teufel, wenn ich euch ihn diesen Abend nicht Zug für Zug gebe!"

„Haben Sie mich genug gesehen, meine Herren?" sagte Chaudoreille, die drei Individuen verstohlen anblickend. „Für wen halten Sie mich, wenn es Ihnen beliebt?"

„O wahrlich," sagte Turlupin ganz leise, denn er war es, der mit seinen zwei Ruhmesgefährten Gros-Guillaume und Gautier-Garguille spazieren ging, „man muß das Männlein zornig machen; dieß wird unfehlbar lustig werden." Er nähert sich hierauf dem Ritter, der über das Betragen, das er befolgen sollte, nachdachte, und beginnt damit, daß er mit einer Gerte, die er in der Hand hält, ein paar Mal auf Rolands Scheide mit den Worten schlägt: „Der Teufel, wozu nützt Ihnen das, Herr Ritter?"

Der Ritter wird in einem und demselben Augenblicke blaß, roth und gelb. „Diese Menschen da haben Lust, Streit mit mir anzufangen!" sagte er zu sich, die Augen umherwerfend, um sich zu überzeugen, ob er sich zurückziehen könne; allein bereits waren mehrere Vorübergehende stehen geblieben und hatten einen Kreis gebildet, weil sie die drei Possenreißer, die damals die Menge in's Hotel von Bourgogne lockten, erkannten, und nicht zweifelten, daß diese der Person, die sie umringt hielten, irgend einen Possen spielen wollten.

Der Anblick so vieler Leute mildert Chaudoreille's Schrecken ein wenig. „Es ist jetzt nicht mehr wahrscheinlich, daß man diesen drei Menschen gestatten wird, mich zu Boden zu schlagen, ohne mir zu Hülfe zu kommen; es kommt jetzt nur darauf an, daß ich mich nicht aus der Fassung bringen lasse," sagte er leise.

Seine Blicke auf die Menge werfend und eine unerschrockene Miene annehmend, ruft er aus: „Ich begreife nicht, warum diese Herren mich herausfordern. Ich nehme alle Welt zum Zeugen, daß ich sie nicht beschimpft habe."

Ein allgemeines Lachen ist die einzige Antwort, welche Chaudoreille empfängt. Diese Heiterkeit vergrößert seine üble Laune; er drückt sich seinen kleinen Hut erzürnt in's Gesicht, so daß die rosenfarbene Bandschleife seine Nase fast berührt, und sucht die Menge wegzudrängen, um sich Platz zu machen; allein tritt er auf einer Seite vor, so befindet er sich vor Turlupin, der sich mit seiner Gerte zur Wehre stellt; wendet er sich nach einer andern Seite um, so hält ihn Gautier-Garguille an, der seinen Hut gerade wie Chaudoreille aufgesetzt hat, sich vor ihn hinstellt und die klägliche Miene des Ritters nachahmt; endlich versperrt ihm Gros-Guillaume mit seiner ungeheuern Korpulenz ebenfalls den Weg.

Chaudoreille ist erbittert; er hält nicht mehr Stand, sondern zieht seinen Roland. Turlupin stellt sich ihm, um mit seiner Gerte zu kämpfen, und nachdem der Ritter die Waffe seines Gegners betrachtet, setzt er sich in Position und ruft ihm zu: „Sie

wollen es: halten Sie sich gut, ich bin ein tapferer Degen!"

Beim dritten Stoße sinkt Turlupin, der sich stellt, als sei er verwundet, auf den Boden nieder, stößt einen ungeheuern Seufzer aus und macht schreckliche Verzerrungen. Gros-Guillaume wirft sich neben ihm nieder und ruft: „Er ist todt!"

Chaudoreille ist außer sich; er hat seinen Degen noch in der Hand und blickt Jedermann mit erschrockener Miene an. Gautier-Garguille nimmt ihn am Arme und schleppt ihn fort, indem er ihm in's Ohr schreit: „Retten Sie sich, Sie haben den Sohn des Königs von Cochinchina getödtet!"

Chaudoreille hört nicht weiter; er ergreift die Flucht, verläßt Paris und eilt über Felder und Sümpfe hin. Die drei Stunden, in denen er in der Sonne umher gerannt ist, haben seine Kniekehlen nicht geschwächt; er empfindet keine Müdigkeit, die Furcht verleiht ihm Flügel und er macht nicht eher Halt, als bis er allen Verfolgungen entgangen zu sein glaubt. Man wird vielleicht erstaunen, daß der Ritter in den drei Menschen, die ihn angehalten haben, die drei Possenreißer nicht erkannte, die damals in so großem Rufe standen und sich tausend Freiheiten erlaubten, welche die Pariser entschuldigten und die großen Herren sogar mit Vergnügen sahen. Allein wenn Chaudoreille Geld hatte, so brachte er den größten Theil seiner Zeit in den Kneipen zu, und er war nur ein paar Mal im Hotel von Bourgogne gewesen; zudem wußten Turlupin und Gautier-Gar-

guille ihre Gesichter so gut zu verstellen, daß es schwer war, sie wieder zu erkennen, wenn man ihren Possenreißereien nicht oftmals beigewohnt hatte.

Als der Flüchtling Halt gemacht hat, um einen Augenblick Athem zu schöpfen, blickt er schüchtern um sich her; er befindet sich am Ende der Vorstadt St. Antoine, in der Nähe des Thales Fecamp, und bemerkt in einer Entfernung von dreihundert Schritten das Lusthaus des Marquis von Villebelle.

Chaudoreille ist seit dem Abend des vorigen Tages nüchtern und gänzlich abgemattet; er glaubt sich von den größten Gefahren bedroht. In dieser Lage vergißt er das Verbot des Barbiers und entschließt sich, in dem Lusthause einen Zufluchtsort zu suchen.

Seine Kräfte zusammenraffend, läuft er auf die Wohnung zu; er hängt sich an die Klinge und Marcel öffnet ihm unverzüglich.

„Wie, Du bist es?" sagte Marcel erstaunt; „schickt Dich der Herr Marquis oder Herr Touquet?"

Ehe er Antwort gibt, eilt Chaudoreille in den Garten und schließt die Thüre hinter sich zu.

„Aber der Teufel, was hast Du denn?" sagte Marcel; „wer hat Dich so arg zugerichtet, Du bist ganz umgewandelt und wie? Du triefst von Schweiß, obschon es gegenwärtig so kalt ist; meiner Treu', man sollte glauben, es folgen Dir alle Schergen von Paris auf dem Fuße nach."

„Und man würde sich nicht täuschen," sagte Chaudoreille mit fast erstickter Stimme.

„Wie, was willst Du sagen?"

„Daß man mich verfolgt, oder wenigstens, daß man mich verfolgen wird... daß mich die größten Gefahren bedrohen... Ach, mein Gott!"

„Und was hast Du denn gethan?"

„Ich habe den Sohn des Königs von Cochinchina getödtet!"

„Den Sohn des Königs von Cochinchina?"

„Ja, so eben... in der Nähe der gelben Gräben ... bei dem Thore St. Denis... allein mit Ehren... im Duell, mit gleichen Waffen, und Roland hat ihn zu meinen Füßen hingestreckt!... Ach Gott! welch' ein klägliches Geschrei stieß er aus, als er zu Boden sank... es hallt mir noch in den Ohren... er ist maustodt!"

Marcel hört dem Ritter mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit zu; doch scheint ihm Chaudoreille's Erzählung so außerordentlich, daß er sich nicht enthalten kann, auszurufen: „Aber in Wahrheit, ist alles das wohl möglich?"

„Wie, alle Teufel, ob das möglich sei! Ach, mein theurer Marcel, es ist nur zu wahr... Du kennst mich, Du weißt, daß ich ein schlimmer Kopf bin, ein Mann, der das Point d'honneur aus dem Fundamente versteht! Das ist nun einmal so, was willst Du, ich kann mich nicht anders machen; allein dießmal war es nicht meine Schuld. Ich ging ruhig in der Nähe der gelben Gräben spazieren... plötzlich stellen sich drei Männer vor mich hin, sie erlauben sich Späße, die mich beleidigen. Ich fordere sie höflich auf, ihres Weges zu gehen; sie fahren jedoch fort, mich anzu-

halten. Alsbald ziehe ich vom Leder... die Menge umgibt uns; einer meiner Gegner nimmt die Spitze ...ich stürze auf ihn los... der Kampf wird furchtbar... mein Feind schlägt sich mit dem Muthe der Verzweiflung; bald aber sinkt er zu meinen Füßen nieder, furchtbare Grimassen schneidend, und einer seiner Gefährten sagt mir, ich habe den Erben des Thrones von Cochinchina getödtet."

„Und der Teufel, was that der Prinz von Cochinchina auf den Bollwerken mit jenen zwei Einfaltspinseln, die zugeben, daß er sich mit Dir schlägt?"

„Ach, auf Ehre, ich habe nicht Zeit gehabt, darüber Erkundigungen einzuziehen; er war ohne Zweifel nach Paris gekommen, um Dienste beim Heere zu nehmen ... der arme Knabe!... aber Du siehst wohl ein, daß dieses Abenteuer ein furchtbares Aufsehen erregt hat. Bald wird man mein Signalement in allen Zeitungen lesen... man wird mich durch alle Truppen in Paris verfolgen lassen! Mein theurer Marcel, Du mußt mich einige Tage verbergen."

„Es thut mir leid, aber das kann nicht sein; ich glaubte, Du seiest von meinem Herrn hieher geschickt worden, um mir einige Befehle zu überbringen; da dem nicht so ist, so mußt Du Dich fortbegeben. Es ist mir ausdrücklich verboten, hier Jemand aufzunehmen, wenn er nicht an mich geschickt worden ist. Der Marquis von Villebelle würde mich fortjagen, wenn er plötzlich mit irgend einer Schönen oder einigen Freunden hieher käme und einen Fremden fände."

„Alle Teufel! ich bin kein Fremder, da ich Deinem Herrn bei seinen Liebesabenteuern schon behülflich gewesen bin. Mein theurer Marcel, Du willst meinen Tod nicht..."

„Nein... aber ich will meinen Platz nicht verlieren."

„Du bist allein hier!"

„Ohne Zweifel; allein der gnädige Herr kommt fast immer, wenn man ihn am wenigsten erwartet."

„Er wird heute nicht kommen."

„Du kannst es nicht wissen."

„O ja! ich weiß, daß er an den Hof berufen worden ist... Ich bitte Dich, mich nur bis morgen hier zu lassen."

„Aber..."

„Marcel, mein Leben liegt in Deinen Händen..."

„Ach, Du bist zur unrechten Zeit erschrocken."

„Alle Einwohner von Cochinchina werden sich gegen mich verschwören..."

„Laß sie machen."

„Ich habe seit gestern nichts gegessen."

„Das ist nicht meine Schuld."

„Marcel, Du bist gerührt. Willst Du, daß ich mich Dir zu Füßen werfen soll... sieh', hier liege ich..."

„Mach' doch keine so tollen Streiche."

„Du bist erweicht... Du gibst nach... ich sehe eine Perle in Deinen Augen..."

„Nun, so kannst Du bis morgen hier bleiben;

aber der Teufel, wenn der gnädige Herr diesen Abend kommt..."

„Ich verspreche Dir, daß ich in diesem Falle über die Mauern springen werde."

Chaudoreille athmet freier und die beiden Freunde gehen auf das Haus zu. „O reizende Gegenden! welch' eine Veränderung hat mein Schicksal erlitten, seit ich euch verlassen habe!" rief der Ritter aus, sein kleines seidenes Schnupftuch aus der Tasche ziehend, um sich die Augen damit abzutrocknen; als er aber in dem ihm bekannten Speisesaal ankommt, scheint sein Schmerz sich ein wenig zu lindern. Er setzt sich zuerst an den Tisch, fordert Marcel auf, in den Keller zu gehen, und läßt ihm keine Ruhe, bis das Nachtessen aufgetragen ist, denn es war ungefähr fünf Uhr Abends, und damals speiste man um zwölf Uhr zu Mittag.

„Ich habe noch keinen Hunger," sagte Marcel, sich an den Tisch setzend; „ich speise gewöhnlich erst um acht Uhr zu Nacht."

„Nun, so werde ich für Dich und mich essen, und dieß wird uns nicht hindern, sodann um acht Uhr zu Nacht zu speisen, denn meinetwegen sollst Du Deine Gewohnheiten nicht ändern. Ach, mein Freund, ... welcher Tag! Wenn Du Alles wüßtest, was mir begegnet ist... anfangs ging es gut: eine geheime Zusammenkunft mit einer Dame, die mich, an ihrem Fenster stehend, auf der Straße erblickt hat und in mich verliebt geworden ist..."

„Bah!"

„Gib mir einen Flügel von diesem Kapaun... ja, mein Freund, eine Leidenschaft, die ich an den Hals bekommen habe, während ich dem Fluge der Schwalben zusah; allein ich bin so sehr daran gewöhnt... schenke mir Wein ein... ich bin überzeugt, daß es eine Frau von hohem Range ist... sie hat eine ihrer Sklavinnen zu mir geschickt, ich glaube sogar, es war eine Mulattin..."

„Und wann findet denn Deine geheime Zusammenkunft statt?"

„Morgen Abend; allein kann ich gegenwärtig noch daran denken? Dieser unglückliche Zweikampf muß alle meine Plane umstürzen! Man wird mich vielleicht fünf bis sechs Jahre in die Bastille sperren!"

„Hör', Du bist ein Narr!"

„O, glaubst Du denn, man tödtet einen Prinzen von Cochinchina wie einen gemeinen Spießbürger? Meine Lage ist fürchterlich... Gib mir Pasteten, ich bitte Dich."

„Wer versichert Dich, daß Dein Mann todt ist?"

„Wenn Du das Geschrei gehört hättest, das er ausstieß, als er niedersank, so würdest Du nicht mehr daran zweifeln... Verfluchter Tag! Jener Schurke von Wasserträger ist es, der mich in's Unglück gestürzt hat."

„Ein Wasserträger?"

„Ei ja, ich habe mich diesen Morgen mit ihm geschlagen."

„Ebenfalls?"

„Alle Teufel! glaubst Du, ich kann zwanzig Schritte gehen, ohne mich zu schlagen? Die Regierung sollte mir eine Pension unter der Bedingung geben, daß ich zu Hause bliebe... Ach, mein Gott! Marcel, es scheint mir, ich höre ein großes Geräusch draußen."

„Was liegt uns daran; es sind Pagen, Lakaien oder Studenten, die sich belustigen oder schlagen; o, ich bin an das gewöhnt."

„Ach, Du meinst falsch... mich will man festnehmen..."

„Nein, sage ich Dir."

Ach, Marcel, wie glücklich bist Du, daß Du kein Degenheld bist!"

„Ich weiß zu meiner Vertheidigung meinen Stock eben so gut zu führen; aber ich suche mit Niemand Streit anzufangen."

„Und Du hast wohl recht... wie sehr beneide ich diese sanfte Urbanität... aber ich glaube, ich höre nichts mehr... Gib mir zu trinken; ich fühle mich ruhiger."

„Hast Du genug gegessen?"

„Ja, ich kann jetzt das Nachtessen erwarten. Marcel, hier haben wir das bekannte Mückenspiel gespielt..."

„Ich erinnere mich dessen."

„Willst Du zum Zeitvertreib eine Partie machen?"

„Ich danke; dieses Spiel gefällt mir nicht."

„O, nicht dieses schlage ich Dir vor. Allein ich glaube, ich habe zufällig ein Kartenspiel in der Tasche. Wohlan, einige Hundert Piquet..."

„Nein, ich liebe das Spiel nicht."

„Ei, alle Teufel! es soll bloß geschehen, damit wir einige Stunden Zeitvertreib haben. Wir werden uns nicht zu Grunde richten; ich habe bloß zwei Goldstücke bei mir und wenn ich sie verloren habe, so soll mich eher der Teufel holen, als daß ich fortfahre."

Marcel gibt Chaudoreille's dringenden Bitten nach. Dieser zieht alsbald ein Kartenspiel aus seiner Tasche und wirft einen zärtlichen Blick darauf; dann nimmt er gegenüber von Marcel an einem Tische Platz und sagt: „Wir spielen um einen Thaler die Partie."

„Das ist viel!"

„Ach bah! der Eine verliert, der Andere gewinnt ... das wird stets unter uns bleiben."

„Ja, aber wenn der Eine Alles gewinnt?"

„Bah! Wir sind gleich stark, setz' ein."

„Aber Du hast noch nicht gesetzt."

„Ich habe Dir gesagt, daß ich bloß Gold habe. Ich werde wechseln lassen, wenn ich einige Hundert verloren habe."

Die Partie beginnt: Chaudoreille's Gesicht belebt sich, seine Augen glänzen und scheinen aus ihrer Höhle treten zu wollen, um in Marcels Spiel blicken zu können. „Das sind Karten, die nicht neu sind," sagte Marcel, „sie sind fast alle befleckt oder bezeichnet."

„Dieß kommt augenscheinlich daher, weil sie schon oft gebraucht worden sind!"

„Es gilt," sagte Chaudoreille, die Kehrseite der Kaufkarten aufmerksam betrachtend.

„Potz! Du hast mir da ein schönes Geschenk gemacht ... es sind lauter Siebener und Achter ..."

Chaudoreille gewinnt eine Partie, dann eine zweite, dann eine dritte, weil er, Dank den Zeichen, die er auf den Rücken der Karten gemacht hat, diese auf der verkehrten Seite eben so gut erkennt als auf der andern.

„Es ist sonderbar," ruft Marcel aus, „ich gewinne nie; Du behältst stets die guten Karten."

„Was willst Du?... das ist Zufall, gutes Glück; aber es ist wahrscheinlich, daß sich dieses wenden wird."

Das Glück wandte sich nicht und Marcels Thaler gingen in Chaudoreille's Tasche. Dieser war scharlachroth, zitterte am ganzen Leibe und alle Adern seiner Stirne waren von der Anstrengung, welche ihm seine Partie verursachte, angeschwollen, als plötzlich die Klingel am Pförtchen des Gartens gewaltsam gezogen wurde. „Ach, mein Gott! es sind Leute da," sagte Marcel.

„Ich bin verloren!" rief Chaudoreille aus, von seinem Sessel aufspringend, „man will mich gefangen nehmen!"

Dieß gesprochen, läuft er wie ein Wahnsinniger im Zimmer umher, entschlüpft durch die erste beste Thüre, die er bemerkt, und verschwindet, ohne auf Marcel zu hören, der ihm nachruft: „Es ist der gnädige Herr... es ist der Herr von Villebelle; ver-

halte Dich ruhig, ich will Dich hinausführen, ohne daß er Dich sieht." Allein Chaudoreille ist verschwunden, und da die Klingel sich nochmals vernehmen läßt, so muß Marcel öffnen, ohne zu wissen, was aus seinem Gaste geworden ist.

Fünftes Kapitel.

Das kleine Nachtessen.

„Du läßt uns lange warten, Schalk!" sagte der Marquis zu Marcel, mit drei Männern in den Garten tretend, von denen zwei in ihre Mäntel gehüllt waren, während der dritte keinen Hut mehr hatte und nichts, um sein seidenes Wamms zu bedecken, das an mehreren Orten mit Koth beschmutzt war, was seinen Eigenthümer jedoch nicht hinderte, sich selbst betrachtend aus vollem Halse zu lachen.

„Folgen Sie mir, meine Freunde," sagte der Marquis, an seinen Gefährten vorübergehend.

„O, was mich betrifft, ich kenne den Weg," sagte der Eine, „es ist nicht das erste Mal, daß ich hieher komme."

„Ein Gleiches ist bei mir der Fall."

„Aber ich, meine Herren, betrete diesen Ort zum ersten Male und in einem glänzenden Aufzuge, hoffe ich!"

„Wohlan, Marcel, leuchte uns doch," sagte der Marquis, den Bedienten, der unruhig und verwirrt unaufhörlich um sich her blickte, vor sich her treibend.

„Du schliefst also, Schurke? denn Du siehst ganz vernagelt aus."

„Ja, gnädiger Herr, es ist wahr, ich war eingeschlafen."

„Er lebt hier wie ein Stiftsherr: er thut nichts als schlafen und essen."

Während dieses Gesprächs ist man vor dem Hause angekommen. Ein Glück ist es für Marcel, daß der Marquis nie in den Saal des Erdgeschoßes, wo der Spieltisch noch steht, tritt. Man begibt sich in die Gemächer des ersten Stockwerks; Marcel zündet auf der Stelle mehrere Wachskerzen an. Während dieser Zeit haben sich die drei Freunde des Marquis auf Sessel geworfen und Villebelle sagt, seinen Mantel ablegend, zu Marcel: „Wohlan, beeile Dich, trage uns Alles, was Du zusammenraffen kannst, zum Nachtessen auf; übrigens gibt es ja hier immer Mundvorräthe: Du hast einen Hühnerhof... ein Taubenhaus, stecke schnell einiges Geflügel an den Bratspieß, wir werden indessen spielen, bereite den Spieltisch zu... öffne diesen Schrank, es sind Karten und Würfel darin. Meine Herren, Sie werden vielleicht eine magere Kost bekommen: ich versah mich nicht auf das Vergnügen, Sie diesen Abend zu bewirthen, aber Sie werden wenigstens gute Weine haben: der Keller ist gut versehen und es wird uns nicht an Champagner fehlen."

„Wahrlich, das ist die Hauptsache," sagte ein großer und blasser junger Mann, dessen Gesichtszüge ziemlich regelmäßig sind, der aber durch die Narbe

eines Degenstichs, der ihm die linke Wange durchstochen hat, entstellt ist.

„Ich bin der Meinung des Vicomte," sagte sein Nachbar, der einige Jahre älter zu sein scheint und dessen Wohlbeleibtheit und rothe Gesichtsfarbe gegen die physische Beschaffenheit des Ersten abstechen; „der Champagner geht Allem vor."

„O, ich erkenne hieran jenen Trunkenbold Montgeran," sagte der junge Mann in der untergeordneten Kleidung. „Was mich betrifft, so liegt mir nichts daran, wenn die Kost den Weinen entspricht... Allein laßt uns spielen, meine Herren, laßt uns spielen; ich muß wieder einen Hut und Mantel haben."

„Du könntest sogar hinzufügen: ein Wamms; denn ich glaube nicht, daß Du mit diesem da irgendwo erscheinen kannst."

„Diese verfluchten Bürger... wie widerspenstig sie diesen Abend gewesen sind!... Das ist gleich, ich habe drei davon durchgeprügelt!"

„Ja, aber ohne den Marquis und mich hättest Du Dich in einer schlimmen Lage befunden!"

„Sei's, doch wer Teufels hat diesen Streit herbeigeführt; denn ich weiß noch nicht, warum ich mich geschlagen habe!"

„Einer Kleinigkeit wegen: weil ich die Frau eines kleinen Kassenverwalters entführte; dieser unverschämte Gatte erlaubte sich, mir „Schurke!" nachzurufen. Ich würde ihm seine Frau nach Verfluß von zwei Tagen zurückgeschickt haben; ich hatte bei Gott nicht Lust, sie zu behalten!"

„Deßwegen vielleicht hat er sich geärgert."

„Ich werde dem Oberintendanten seinetwegen zwei Worte sagen; in Kurzem wird der Kassenverwalter abgesetzt sein."

„So sei's; man muß diesen kleinen Spießbürgern, die sich überreden, daß sie bloß für sich Frauen genommen haben, Lebensart einprägen. An Deiner Stelle würde ich auf einen Lettre de cachet antragen."

„Wir werden sehen ... das wird sein können."

Während dieser Unterhaltung hat Marcel Alles zubereitet. Er steigt in's Erdgeschoß hinab, und während er die Anstalten zum Nachtessen trifft, ruft er, aber mit schwacher Stimme, in allen Winkeln des Zimmers nach seinem entschwundenen Gaste.

„Wo Teufels hat er sich versteckt?" sagt Marcel zu sich, alle Zimmer durchsuchend und in den Keller hinabsteigend, wo er von Neuem nach Chaudoreille ruft, ohne eine Antwort zu erhalten; „er wird sich augenscheinlich in den Garten geflüchtet haben und von da über die Mauern gesprungen sein, wie er mir zu thun zugesagt hat ... doch nimmt mich dieß Wunder, denn er zeigte keine Lust, dieß Haus zu verlassen."

Der Marquis und seine Gefährten haben sich an den Spieltisch gesetzt, und, in Erwartung des Nachtessens, bereits einige Bouteillen Champagner geleert, um in's Geleise zu kommen. Es kam darauf an, wer die tollsten Dinge sagte: die ungereimtesten Wetten wurden vorgeschlagen und gehalten, und

spielend, trinkend und singend erzählt Jeder seine Glückszufälle und Liebesabenteuer, entwirft das Gemälde seiner Maitresse und mustert alle berühmten Weiber, wobei er die ehrbare Frau so wenig verschont als die Buhlerin.

Endlich kommt Marcel, um anzukündigen, daß das Nachtessen in dem benachbarten Zimmer aufgetragen sei, und diese Herren unterbrechen ihr Spiel, um zu Tische zu gehen.

Der Saal, in welchem man das Nachtessen aufgetragen hat, entspricht durch seine Eleganz den andern Gemächern dieses herrlichen Wohnsitzes; obschon er gewöhnlich nur zu Gastmählern benützt wird, erinnern doch die Schönheit und der Geschmack der Frescogemälde, die Statuen, die ihn schmücken, die Sopha's, mit denen er besetzt ist, die Kronleuchter, die ihn erhellen, an jene Säle des alten Roms, in denen Horaz, Properz und Tibull, umgeben von ihren Freunden und Nacheiferern, die Liebe und Reize ihrer Geliebten besangen, während sie Becher mit Phalerner Wein gefüllt umhergehen ließen und Trinkschalen an ihre Lippen brachten, in denen der Massiker und Cäcuber perlte, und während sie sich mit Myrthen und Acanth bekränzten, um ihren Göttern zu gleichen, nur allzusehr bewiesen, daß sie nicht frei von den Schwächen der Sterblichen waren.

Neue Sybarithen, schlürfen die jungen, bei Villebelle versammelten Edelleute in langen Zügen die edlen Weine, mit denen die Tafel besetzt ist. Der Marquis geht ihnen mit gutem Beispiele voran; die

Wohlanständigkeit und Etikette sind von diesen Gastmählern verbannt, in welchen die Freiheit oft in Zügellosigkeit ausartet. Die Gäste haben die Sopha's der Tafel genähert, und Jeder hält, halb gelagert wie ein Pascha, statt einer langen Pfeife ein Glas Champagner in der Hand, das er, über die Späße, die er hört und selbst auftischt, aus vollem Halse lachend, leert.

Der junge Mann, der ohne Hut gekommen war und den man den Ritter von Chavagnac nannte, saß einer schönen Statue gegenüber, welche die Psyche der Alten darstellte, und auf die er oft die Augen heftete. Plötzlich unterbricht er den jungen Montgeran, der gerade singt, durch den Ausruf: „Der Donner vernichte mich, wenn diese Psyche nicht so eben eine Bewegung gemacht hat."

„Was Teufels sagst Du da?" erwiedert der Marquis.

„Ich sage... ich sage noch einmal, daß Deine Psyche Leben erhält... oder daß ich blind werde! ... O wahrlich, es wäre ergötzlich, wenn diese hübsche Frau in unserer Mitte Platz nehmen könnte!"

„Meine Herren, ohne Zweifel bewirkt Montgerans Stimme dieses Wunder... ein neuer Pygmalion rührt er den Marmor."

„Spotten Sie nicht über meine Stimme, meine Herren, sie hat ihren Werth; vielmehr machen eure unfläthigen Reden diese arme Psyche erröthen... Allein lassen Sie mich singen, statt Chavagnacs Albernheiten, der nicht mehr deutlich sieht, weil ihm der Wein in den Kopf gestiegen ist anzuhören."

„Ich bin allerdings nicht mehr nüchtern, allein dennoch sehe ich noch; schon lange blicke ich diese Statue an, und mehrmals schien es mir, als bewege sie sich."

„Marquis, gibt es Gespenster in Deinem Lusthause?"

„Ich habe noch nie Etwas der Art bemerkt, allein es wäre recht liebenswürdig von ihnen, wenn sie uns einen Besuch abstatteten, während wir bei Tische sind; wir würden sie mit uns gehen lassen ... Wohlan! sing' doch, Montgeran, wir hören Dir zu; allein nichts Verhülltes, ich liebe die Natur."

„Ja, meine Herren, ich werde daher singen: „Der Schäfer, um die Reize seiner Schäferin zu bewundern..."

„O, dießmal werde ich erfahren, was es ist!" sagte Chavagnac, sich rasch erhebend und nach der Statue hineilend. Als er ihr ganz nahe ist, macht die Psyche eine so lebhafte Bewegung, daß sie von ihrem Fußgestell auf den Boden herabgefallen wäre, wenn der junge Mann sie nicht in seinen Armen empfangen und auf den Fußboden gestellt hätte. Alle Gäste hatten die Augen auf Chavagnac geheftet, der sich, nachdem er die Psyche in Sicherheit gebracht hat, dem Fußgestell nähert, das drei Fuß hoch war und einen und einen halben Fuß im Umfange haben konnte. „Es ist Jemand da innen," ruft der junge Mann, der die Bemerkung macht, daß das Fußgestell hohl ist und nach der Wand hin eine Seitenöffnung hat.

„Jemand da innen?“ wiederholten alle Anwesenden, sich halb vom Tische erhebend. Im nämlichen Augenblicke läßt eine grelle und zitternde Stimme, die aus dem Boden heraufzutönen scheint, die Worte vernehmen: „Keine Gewaltthätigkeit, meine Herren, ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade,“ und nach Verfluß eines Augenblicks blickt Chaudoreille's kleiner Kopf hinter dem Fußgestell hervor und zeigt sich den Gästen, die in ein schallendes Gelächter ausbrechen und ausrufen: „O, die schöne Figur!“

Indessen ergreift Chavagnac, der bei der Nische der Statue stehen geblieben ist, den gascognischen Ritter an seinem Knebelbarte und zwingt ihn, seinen Schlupfwinkel gänzlich zu verlassen. Nachdem er hierauf die Person, die ihre jämmerliche Miene noch komischer macht, untersucht hat, nimmt er lachend seinen Platz wieder ein, während der arme Teufel, den man aus seinem Neste gejagt hat, sich vor dem Tische auf die Kniee niederläßt, und, ohne es noch zu wagen, die Augen aufzuschlagen, die Hände faltend, murmelt: „Meine Herren, wenn ich den Prinzen von Cochinchina getödtet habe, so geschah es wider meinen Willen und weil er mich herausgefordert hat!... Aber ich schwöre Ihnen, daß ich mich nicht mehr schlagen werde, ich werde sogar meinen Roland nicht mehr tragen, wenn man es verlangt.“

„Was Teufel sagt er da?“

„Begreifst Du Etwas davon, Marquis?“

„Bei meiner Ehre nicht; er spricht von einem Prinzen von Cochinchina!“

„Er ist toll."

„Meiner Treu', das wird uns belustigen!"

„Einen Augenblick, meine Herren, ich muß vor Allem wissen, wie dieser Schalk hieher gekommen ist ... Holla! Marcel, Marcel!"

Während Marcel heraufkommt, hat sich Chaudoreille's Schrecken ein wenig beschwichtigt; so lange er in dem Fußgestell verborgen war, drang bloß ein dumpfes Murren zu seinen Ohren, und er glaubte den Saal mit Bewaffneten gefüllt, die ihn suchten; jetzt machen ihn die wenigen Worte, die er vom Gespräche aufgeschnappt hat und der Name des Marquis, den er nennen hört, mit der Wahrheit bekannt. Der Todesgefahr entronnen, fängt er an, schlaue Blicke auf die Personen, welche am Tische sitzen, zu werfen, und da er nur lachende Gesichter erblickt, kommt er wieder ganz zur Besinnung.

Marcel ist hinaufgestiegen, und als er den gascognischen Ritter erblickt, bleibt er bestürzt und verwirrt vor seinem Herrn stehen. „Wer ist dieser Mensch, Marcel," sagte der Marquis, „kennst Du ihn? ist es ein Dieb? müssen wir ihn oder Dich hängen? Wohlan, sprich, Schurke, und sage die Wahrheit, oder Du sollst hart gezüchtigt werden."

Marcel zittert; er weiß nicht, wie er es entschuldigen soll, daß er, dem ausdrücklichen Verbot des Marquis zuwider, Jemand bei sich aufgenommen hat, und stammelt: „Gnädiger Herr ... es geschah wider meinen Willen ... ich wollte es nicht!... ich wies ihn anfangs ab."

„Gnädiger Herr," ruft Chaudoreille aus, wieder Muth fassend und sich auf die Zehen stellend, „wenn Sie es erlauben, so will ich Ew. Excellenz und den gnädigen Herren hier erzählen, wie alles das zugegangen ist; denn ich sehe, daß Marcel schwerlich damit zu Stande kommen wird."

„O, o! der Zitteraffe hat die Sprache wieder erlangt, wie es scheint," sagt der dicke Montgeran, der nicht müde wird, den Ritter zu betrachten. „Wohlan, Marquis, laß ihn reden."

„Ja, ja, es wird uns das Zwergfell erschüttern," rufen die andern Gäste aus.

„Nun denn, meine Herren, weil Sie es wünschen, willige ich ein. Sprich daher, kleiner Bastardmops, und Du, Marcel, bleibe da, um ihn Lügen zu strafen, wenn er sich Unwahrheiten erlaubt."

Obschon Chaudoreille's Stirne sich bei dem Ausdrucke ‚kleiner Bastardmops' verfinstert hat, so macht ihm doch die Erlaubniß, vor Herren von so hohem Range zu sprechen, so viel Vergnügen, daß er seiner Gesichtsbildung den lachendsten Ausdruck gibt und also beginnt:

„Gnädige Herren! Ihre Excellenzen sehen in mir Coustik Goliath von Chaudoreille, Ritter von der Tafelrunde, in männlicher Linie von dem berühmten Milo von Crotona und in weiblicher von der berühmten Delila abstammend, die, sich für ihr Vaterland aufopfernd, den Muth hatte, ihrem Liebhaber Simson das Haar abzuschneiden, worin sein Stärke bestand..."

Hier unterbricht ein schallendes Gelächter den Redner einen Augenblick. „Das ist köstlich! das ist entzückend!“ sagen die Gäste, „er ist Goldes werth.“

„Daß Dich!“ sagt Chaudoreille zu sich, „meine Beredtsamkeit thut ihre Wirkung; ich war überzeugt, daß ich nur sprechen dürfe.“

„Zur Sache, Abkömmling der Delila!“ sagte der Marquis, „nenne uns Deinen Stand.“

Chaudoreille scheint einen Augenblick verlegen, dann sagt er mit geläufiger Zunge: „Vertheidiger der Schönheit, Beschützer der Schönen ... und der Spielhäuser, Fechtmeister und Lehrer im Piquetspiel, Musikmeister, Helfershelfer der jungen Leute von Stand und der verführten Mädchen, Ueberbringer von Liebesbriefen, Zitherlehrer, Duellant und Läufer... Alles um einen sehr mäßigen Preis.“

„Ei! das ist ein Ausbundkerl! Wer hat Dich aber hierher geführt?“

„Ihre Excellenzen müssen von meinem Duell, das ich diesen Morgen ausgefochten habe, gehört haben ... ich habe den Prinzen von Cochinchina getödtet in der Nähe des Thores Saint-Denis.“

„Den Prinzen von Cochinchina? Der Teufel, wo hast Du diesen Prinzen getroffen?“

„In der Nähe der gelben Gräben ... ich ging ruhig spazieren ... er beschimpfte mich und ich schlug mich mit ihm; ist es nicht wahr, Marcel?“

„Ja, es ist sehr wahr, daß er mir alles dieß erzählt hat, gnädiger Herr,“ sagte Marcel. „Er ist ganz erschrocken hierher gekommen und konnte sich

fast nicht mehr aufrecht halten; er hat mir gesagt, er werde verfolgt, und obschon ich nicht viel von seiner Prinzengeschichte begriff, so sah ich ihn doch so sehr zittern, daß ich ihn einen Augenblick hier verweilen ließ. Wir speisten zu Nacht, als Sie klingelten, gnädiger Herr, und auf der Stelle lief er fort, ohne mich hören zu wollen. Das ist die Wahrheit."

„Ja, gnädiger Herr," sagte Chaudoreille, „ich glaubte, die Häscher, die Schergen wollen mich gefangen nehmen, und ich verbarg mich an dem ersten besten Orte."

„Glaubst Du, Schalk, ich glaube die Geschichte, die Du Deinem Freunde Marcel aufgetischt hast, um ein Nachtessen zu erhaschen?"

„Gnädiger Herr, ich schwöre Ihnen ..."

„Stille."

„Es waren Zeugen bei dem Zweikampfe ..."

„Stille, sage ich Dir. Da Du Marcel in diesem Hause suchtest, so mußtest Du wissen, daß er hier wohne. Wer hat Dir den Weg in diese Wohnung gezeigt? Wußtest Du, daß sie mir gehört? und wußtest Du es, wie konntest Du so kühn sein, da zu erscheinen?"

Chaudoreille bemerkt, daß der Marquis nicht spaßt; er erwiedert daher in minder festem Tone: „Gnädiger Herr, ich habe früher bereits die Ehre gehabt, hierher zu kommen ... im Dienste Ihrer Herrlichkeit ..."

„Meinetwegen, Schurke?"

„Ja, gnädiger Herr, ich habe Ihnen sogar Dienste geleistet ... mittelbar in einer gewissen Angelegenheit

... mit einer gewissen jungen Italienerin... eine Entführung ... auf der Brücke la Tournelle ... ich bin es, dem Touquet den Auftrag gegeben hatte, Wache zu halten ..."

„O, o, Marquis!" sagen die drei Gäste lächelnd, „die Sache wird ganz klar; der Ritter von der Tafelrunde ist Dir bei Deinen verliebten Abenteuern behülflich gewesen."

„Ich habe diese Ehre gehabt, gnädige Herren," antwortet Chaudoreille, sich verbeugend und seine Knebelbärte aufstutzend.

„Bei Gott! ich kann mich von meinem Erstaunen nicht erholen!" ruft der Marquis aus, den gascognischen Ritter betrachtend. „Wie! Touquet, dieser so feine, so erfindungsreiche Kopf sollte sich einer solchen Puppe bedient haben! Das ist nicht möglich!"

„Gnädiger Herr," sagte Chaudoreille, sich in die Lippen beißend, „wenn Ihnen die Talente des Mannes bekannt wären, den Sie Puppe nennen, so würden Sie wohl ein ganz anderes Urtheil über ihn fällen. Touquet selbst ist neben mir bloß ein Schüler."

„O, dießmal, Schalk, mußt Du Deine Prahlerei rechtfertigen, oder unter dem Stock Dein Leben aushauchen. Seit einigen Tagen foltert mich die Langeweile wieder; ich finde am Hofe und in der Stadt nichts mehr, was meine Huldigungen verdiente ... selbst meiner Italienerin bin ich müde. Ich will ... ich weiß nicht ... ich gäbe Alles in der Welt, wenn ich wahrhaft verliebt werden könnte; suche mir

eine Frau auf, die fähig ist, mir eine wahrhafte Liebe einzuflößen. Ich gebe Dir vierundzwanzig Stunden zur Entdeckung dieses Schatzes; Du erhältst hundert Pistolen, wenn Du meine Wünsche befriedigst, und hundert Stockprügel, wenn Dir dieß nicht gelingt."

„Es sei so! es sei so!" sagen Villebelle's Gäste; „wenn es ihm gelingt, so sagst Du es uns, und wir werden uns seiner ebenfalls bedienen."

„Ah! alle Teufel!" sagte Chaudoreille zu sich, „hundert Pistolen, wenn ich ihn verliebt mache? daß Dich! ich hätte mein Glück gemacht; aber hundert Stockschläge, wenn's Dir mißlingt ... Wie kann ich einen Mann verliebt machen, der schon ganz abgestumpft ist? und in vierundzwanzig Stunden! O mein Genie, begeistere mich! Ach! gliche doch meine Zuchtstute dieser Psyche!"

„Hier trink'," sagte Montgeran, dem Ritter ein mit Madera gefülltes Glas darreichend; „dieß wird Dir vielleicht das finden helfen, was der Marquis bedarf."

Chaudoreille verbeugt sich ehrfurchtsvoll vor der Gesellschaft und leert das Glas mit einem Zuge; dann schlägt er sich lebhaft an die Stirne, springt rückwärts und ruft: „Ich habe es gefunden!"

„Der Wein hat bereits gewirkt," sagte Chavagnac.

„Wohlan, sprich," ruft der Marquis aus, „was hast Du gefunden?"

„Gnädiger Herr," sagte Chaudoreille, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, „erlauben Sie mir, Ihnen einige Worte unter vier Augen zu sagen."

„Der Schurke hat recht," sagte der Marquis, vom Tische aufstehend; „wenn er vor Ihnen spräche, meine Herren, so würde Jeder sich von der Wahrheit seiner Erzählung überzeugen wollen, und wir würden Nebenbuhler werden. Marcel, trage ein Licht in das benachbarte Zimmer. Wohlan, Chaudoreille, folge mir, damit ich Dir Audienz geben kann. Haben Sie Geduld, meine Herren, es wird nicht lange dauern."

Mit diesen Worten geht der Marquis in ein anderes Zimmer und Chaudoreille folgt ihm mit einer wichtigen und geheimnißvollen Miene, welche die drei noch bei Tische sitzenden Personen sehr ergötzt.

Als Chaudoreille sich allein bei dem Marquis sieht, untersucht er, ob die Thüren gut geschlossen sind, und bückt sich nieder, um unter einen Tisch zu blicken, allein der Marquis nimmt ihn beim Ohr und sagt zu ihm: „Was bedeuten alle diese Ceremonien?"

„Mein Herr, es handelt sich von einem Geheimniß, und ich wünschte nicht, daß es außer Ihnen noch einem Andern bekannt würde..."

„Zur Sache, sprich."

„Ich setze mich dadurch in große Gefahr ... es geht vielleicht um mein Leben."

„Du würdest Dich in noch weit größere Gefahr setzen, wenn Du nicht sprächest," sagte der Marquis ungeduldig und die Hand an eine Feuerschaufel legend.

„Ich bin bereit dazu, gnädiger Herr. Ich wette, Sie haben Touquets Tochter nie gesehen?"

„Touquets Tochter! Wie, er hat eine Tochter?"

„Das gerade nicht, gnädiger Herr, er hat bloß ein Kind, das er vor ungefähr zehn Jahren adoptirt hat..."

„Touquet hat ein Kind adoptirt? Wahrlich, das überrascht mich!"

„O! gnädiger Herr, ich war überzeugt, daß Sie diesen Umstand nicht wußten, denn es waltet hierin ein sehr außerordentliches Geheimniß ob! Man verbirgt ein Mädchen nicht so gut, wenn man sie nicht für sich aufbewahrt..."

„Aber dieses Mädchen?"

„Sie ist ein Engel, gnädiger Herr, eine göttliche Schönheit, kaum sechszehn Jahre alt! Und Touquet ließ überall ausstreuen, sie sei häßlich... sie habe nichts, das gefallen könne. Er hatte mir sogar befohlen, dieß überall auszusagen. Wenn ich die junge Blanca gesehen habe, so kam es daher, daß ich sie Musik lehren wollte und der Barbier sich deßwegen entschließen mußte, mich bei der Kleinen einzuführen, die übrigens ihr Zimmer nie verläßt..."

„Das ist in der That sehr sonderbar," sagte der Marquis, „und Du reizest meine Neugierde ungemein!"

„Gut, ich werde die hundert Pistolen bekommen!" sagte Chaudoreille zu sich; „das ist besser als die zwei Goldstücke, die der Barbier mir versprochen hat... und noch dazu die Ehre, der Geschäftsmann des Marquis von Villebelle zu sein..."

„Und Du sagst, er verberge dieses junge Mädchen deßwegen, weil er selbst in dasselbe verliebt

sei?" erwiederte der Marquis nach Verfluß eines Augenblicks.

„Nein, gnädiger Herr, denn in einigen Tagen will er sie verheirathen."

„Sie verheirathen?"

„Ja, gnädiger Herr, an einen kleinen, jungen Mann, welchen die schöne Blanca nicht kannte, ich bin es überzeugt, denn Niemand konnte bis zu ihr dringen, Ihren Diener ausgenommen. Ich wette, daß Touquet sie aufopfert und daß die arme Kleine ihren Bräutigam verabscheut..."

Hier sagte Chaudoreille nicht, was er dachte; allein er hielt es für angemessen, die Sache unter diesem Gesichtspunkte darzustellen.

Der Marquis dachte einige Augenblicke nach, dann sagte er: „Sage mir schnell Alles, was Du hinsichtlich der Adoption dieses jungen Mädchens weißt."

„Ja, gnädiger Herr. Vor ungefähr zehn Jahren war Touquet, der damals keinen Heller hatte, noch Zimmervermiether und Barbier-Badehalter. Eines Abends erschien ein Edelmann mit einer kleinen Tochter von fünf oder sechs Jahren bei ihm, um zu übernachten; Touquet nahm ihn an. Der Reisende ging am nämlichen Abend aus und ließ seine Tochter bei Touquet zurück; an demselben Abend wurde er in der Straße St. Honoré ermordet."

„Entdeckte man den Mörder?" sagte der Marquis, Chaudoreille aufmerksam betrachtend.

„O nein, gnädiger Herr," erwiederte dieser, indeß ein fast unmerkliches Lächeln um seinen Mund spielte;

„allein einige Zeit nachher war Touquet reich genug, um das Haus zu kaufen, das er gemiethet hatte."

Der Marquis machte eine plötzliche Bewegung, wie ein Mensch, der auf eine Schlange getreten ist. Hierauf erfolgt ein ziemlich langes Stillschweigen, während dessen Chaudoreille auf den Boden blickt, da er es nicht wagt, in den Augen des Marquis zu lesen.

„Und die Tochter dieses Mannes hat er angenommen?" sagte endlich Villebelle, das Stillschweigen brechend.

„Ja, gnädiger Herr, so ist es."

„Wie nannte sich ihr Vater?"

„Moranval... so viel ich glaube; übrigens fand man bei ihm bloß einen unbedeutenden Brief, der keine Auskunft über seine Familie geben konnte."

„Und ist seine Tochter schön?"

„Schöner, als ich zu sagen vermag, gnädiger Herr; und wenn Sie sie sehen..."

„Ja, ich werde sie sehen."

„Gnädiger Herr, ich werde dann die Ehre haben, Ihnen zu bemerken, daß Touquet mir ausdrücklich verboten hat, von der jungen Blanca zu sprechen... so wie von Ihrer künftigen Ehe. Um Eurer Herrlichkeit gefällig zu sein, habe ich mich aufgeopfert; allein der Barbier ist bösartig, sehr bösartig! Ich bitte Sie, gnädiger Herr, ihm nicht zu sagen, daß ich Sie mit allem dem bekannt gemacht habe."

„Sei ruhig!"

„In jedem Falle werde ich mir erlauben, Ihren

Schutz in Anspruch zu nehmen ... ebenso auch hinsichtlich meines Zweikampfs mit dem Prinzen von Cochinchina, was keine Lüge ist, wie der gnädige Herr zu glauben scheint."

Der Marquis ist in Nachdenken versunken; endlich erhebt er sich und sagt zu Chaudoreille: „Folge mir, und kein Wort mehr über alles das! In vierundzwanzig Stunden wirst Du wieder hierher zurückkommen, und wenn Du mich nicht betrogen hast, so wirst Du den versprochenen Lohn empfangen."

Chaudoreille verbeugt sich tief und folgt dem Marquis. Man kehrt in den Saal zurück, wo die Gäste Villebelle's Rückkehr ungeduldig erwarten. „Wohlan!" sagte Chavagnac zu ihm, als er ihn erscheinen sah, „war es der Mühe werth, den Tisch zu verlassen?"

„Ich glaube es," erwiederte der Marquis; „übrigens werde ich es euch übermorgen besser sagen. Chaudoreille, geh' zu Marcel hinab und laß Dir ein Nachtessen auftragen, ehe Du Dich entfernst."

Dieser läßt sich diesen Befehl nicht wiederholen; er geht zu Marcel. Schon nimmt er eine Protectionsmiene gegen ihn an, läßt sich das Beste auftragen, was er findet, und sagt zu seinem alten Freunde: „Ich stehe in großer Gunst bei Deinem Herrn... betrage Dich gut gegen mich und ich werde ihm zwei Worte für Dich sagen können... vor Allem weigere Dich nie, mit mir Piquet zu spielen, oder ich bringe Dich um die Gunst des gnädigen Herrn."

Der arme Marcel, der nichts von allem dem begreift, läßt seinen Busenfreund noch sechs Partien

gewinnen. Endlich bricht der Tag an, und Chaudoreille verläßt das Haus mit den Worten: „Ich werde diesen Abend um zehn Uhr zurückkehren, der Marquis hat mich zu einer Zusammenkunft bestellt.“ Hierauf wagt er sich in die Vorstadt, und als er zwei Menschen beisammen stehen sieht, macht er Halt und fragt einige Kaufleute mit geheimnißvoller Miene, ob sie vom Tode des Prinzen von Cochinchina sprechen gehört haben. Da Niemand weiß, was er sagen will, so überzeugt er sich endlich, daß sein Prinz gestorben ist, ohne sein Incognito abzulegen, und ruhiger wegen der Folgen dieser Sache wagt er es endlich, nach Paris zurückzukehren.

Nach der geheimen Unterhaltung des Marquis mit dem gascognischen Ritter sind die vier lustigen Vögel wieder an den Spieltisch zurückgekehrt; allein die Partie ist nicht mehr so lustig. Villebelle ist befangen und nimmt wenig Antheil an der Unterhaltung, der Vicomte schläft ein, der fette Montgeran findet kein Lied mehr, und Chavagnac ist verdrossen darüber, daß er nicht gewinnen kann. Endlich trennen sich diese Herren um sechs Uhr Morgens; Jeder begibt sich nach seiner Wohnung in der Stadt, und der Marquis kehrt in sein Hotel zurück, über Chaudoreille's Mittheilungen nachdenkend.

Sechstes Kapitel.

Man wagt Alles, wenn man Geld und Macht hat.

„Noch zwei Tage, und ich werde Ihr Gatte sein, meine theure Blanca," sagte Urbain, die Hände des jungen Mädchens zärtlich drückend.

„O mein Freund, wie glücklich werden wir sein, wenn wir uns nicht mehr verlassen dürfen," erwiedert Blanca, ihren Liebhaber anlächelnd. „Wie sehr wird mir der Aufenthalt auf dem Lande gefallen! Ich werde daselbst freier athmen als in diesem Zimmer; wir werden spielen, auf dem Grase umherlaufen, nicht wahr, mein Freund?"

„Ja, wir werden unsern Garten selbst bauen."

„Ach! welches Vergnügen. Wir werden Birnen haben, ich liebe sie so sehr."

„Wir werden auch Kühe haben, hoffe ich," sagte Margaretha.

„O ja, meine Beste, und Tauben, Kaninchen, Hühner; alles das muß sehr unterhaltend sein! Ich glaube, als ich noch ganz klein war, wohnte ich auf dem Lande, in einem Hause, wo es alles das gab."

„Arme Blanca, und das ist Alles, woran Sie sich aus Ihrer Kindheit erinnern?"

„Ach, ich erinnere mich auch einer Dame, die stets bei mir war: es war ohne Zweifel meine Mutter!"

„Arme Frau," sagte Margarethe, „sie lebt vielleicht noch ... aber entfernen wir diese traurigen Gedanken!"

„Sie sehnen sich also dann nicht mehr nach Paris zurück?“ fragte Urbain.

„Und warum sollte ich mich nach meinem Freunde sehnen, wenn Sie bei mir sind?“

„Diese lieben Kinder!“ sagte die alte Magd, von ihrem Stuhle aufstehend; „die Vorsehung hat sie vereinigt, denn sie sind für einander geschaffen; allein es ist neun Uhr, Herr Urbain, Sie müssen gehen.“

„Schon neun Uhr! Der Augenblick nähert sich, wo wir uns nicht mehr verlassen dürfen... allein die Tage, welche ich fern von Ihnen lebe, scheinen mir sehr lang!“

„Es geht Ihnen wie mir, mein Freund: es scheint mir, der Abend wolle nie kommen!“

„Ich habe Herrn Touquet seit einigen Tagen nicht gesehen.“

„O! Sie werden ihn diesen Abend nicht sehen,“ sagte Margarethe; „er hat nach dem Mittagessen einen Brief empfangen: er betraf ohne Zweifel eine dringende Angelegenheit, denn er ist sogleich ausgegangen und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt.“

„So leben Sie denn wohl, Blanca...“

„Auf Wiedersehen, mein Freund...“

„Mehr als zwei Tage, das ist noch sehr lang!“

„Sie haben ja schon mehr als vierzehn Tage so zugebracht,“ sagte Margarethe.

„Ja, aber ich weiß nicht, warum mir diese eine Ewigkeit scheinen!“

Urbain kann sich nicht entschließen, sich von Blanca zu entfernen; sein Herz ist beklommen, die Augen

der beiden Liebenden füllen sich mit Thränen, das junge Mädchen reicht ihrem Freunde die Hand: dieser drückt sie an sein Herz.

„Ich weiß nicht, was ich habe," sagte Blanca, „allein sein Weggehen macht mich dießmal trauriger als gewöhnlich."

„Welche Kinderei," sagte Margarethe; „sollte man nicht glauben, daß ihr euch in den nächsten zwei Tagen gar nicht sehen werdet! ... Wird Urbain morgen Abend nicht wieder kommen? Wohlan! es ist Zeit zum Abschiede."

Die Liebenden nehmen, tiefe Seufzer ausstoßend, Abschied von einander, und Urbain folgt endlich Margarethen, welche die Hausthüre wieder zuschließt und dann zu Blanca hinaufsteigt, die sie ihrer Traurigkeit wegen anfährt. Allein es gelingt ihr nicht, sie fröhlicher zu machen; denn die Bemühungen der Vernunft können wohl den Geist überzeugen, nicht aber die Besorgnisse des Herzens beschwichtigen. Kaum ist eine Viertelstunde seit Urbains Entfernung verflossen, so klopft Jemand stark an die Hausthüre.

„Ach! das ist ohne Zweifel Urbain," sagte Blanca, „er hat mich traurig gesehen und will mich trösten..."

„O! das ist nicht wahrscheinlich," sagte Margarethe, „es ist vielmehr Touquet, der nach Hause zurückkommt... jedoch bin ich erstaunt, daß er anklopft, denn ich glaube, er hat seinen Hausschlüssel zu sich genommen."

„Geh' und sieh', wer es ist, meine Beste."

„Ja, ja, Mademoiselle ... allein wenn es nicht

Touquet wäre ... es ist spät ... wir sind allein im Hause und ich weiß nicht, ob ich öffnen darf ..."

„Willst Du, daß ich das Fenster öffne; ich werde dann sogleich erfahren, ob es Urbain ist."

„Ja wohl, das scheint mir das Klügste."

Blanca hat bereits das Fenster geöffnet und blickt auf die Straße; die Nacht ist finster, allein die Liebe macht hellsehend und das junge Mädchen sieht bald, daß es nicht Urbain ist.

„Wer da?" fragt Margarethe, den Kopf vorwärts beugend. Eine starke Stimme antwortet: „Meister Touquet schickt mich: er hat mir einen Auftrag an seine Adoptivtochter, Fräulein Blanca, gegeben."

„O! das ist sonderbar," sagte Margarethe zu Blanca; „wie, Herr Touquet, der Sie allen Blicken entzog, schickt uns einen Fremden, und um diese Stunde!"

„Aber, meine Beste, weil er ihn schickt, so müssen wir diesem Herrn öffnen ... es ist vielleicht meinem Beschützer Etwas begegnet."

„Ist dieser Mensch allein, mein Kind?"

„Ja, meine Beste, ich sehe nur ihn."

„Oeffnen Sie doch," ruft man auf der Straße, „meine Botschaft ist dringend!"

„Im Augenblick!... Bleiben Sie da, mein Kind."

Ihre Lampe in der Hand haltend, steigt Margarethe hinab; sie öffnet, und ein Mann, der in einen weiten Mantel gehüllt ist und einen Federhut auf dem Kopfe trägt, erscheint vor ihr. „Sie haben lange gezögert, meine Beste," sagte er lächelnd zu ihr;

„allein ich will Sie für die Mühe, die ich Ihnen verursache, entschädigen."

Dieß gesprochen, schiebt er Margarethen mehrere Goldstücke in die Hand. Sie weiß nicht, ob sie sie annehmen soll, allein sie sagt ganz leise zu sich: „Sein Benehmen ist nicht das eines Diebs."

Der Fremde ist schnell hereingetreten; er durchläuft die Hausflur, und ihn anblickend sagt die Alte zu sich: „Es ist nicht das erste Mal, daß ich diese Haltung sehe ... und seine Stimme erinnert mich... Ja, ich glaube, es ist der Freund, den mein Herr vor einiger Zeit so spät erwartete."

Margarethe täuschte sich nicht, denn es war wirklich der Marquis, der im Hause des Barbiers erschien, nachdem er diesem einen Brief geschickt hatte, in welchem er ihn zu einer Zusammenkunft außerhalb seines Hauses bestellte, und ihm befahl, ihn bis zehn Uhr Abends zu erwarten.

„Sie sind, glaube ich, schon hier gewesen, mein Herr," sagte Margarethe.

„Ja, ja, Mütterchen, ich bin schon oft da gewesen. Allein beeilen Sie sich, mich zu Ihrer jungen Gebieterin zu führen... ich muß sie sehen."

„Sollte wohl mein Herr krank sein ... sollte er sich in Streitigkeiten verwickelt haben?... Es gibt so viele Vorfälle in dieser Stadt!"

„Ermuthigen Sie sich ... es ist nichts von allem dem."

Der Marquis folgt Margarethen. Diese führt ihn in Blanca's Zimmer, dessen Thüre sie mit den Worten

öffnet: „Mademoiselle, da ist der Herr, der Sie zu sprechen wünscht; er hat einen Auftrag von Herrn Touquet an Sie."

Blanca tritt dem Fremden einige Schritte entgegen. Der Marquis ist rasch eingetreten; als er aber das junge Mädchen bemerkt, bleibt er stehen und betrachtet sie einige Minuten lang stillschweigend und regungslos. Das Aeußere des Marquis hat etwas Ehrfurchtgebietendes, und obschon seine Physiognomie damals keinen strengen Ausdruck hatte, so erhöhten doch das Erstaunen und die Bewunderung, die sich in seinen Zügen malten, das Feuer seiner von Natur edeln und stolzen Blicke. Blanca hat ihre Augenlider unwillkürlich gesenkt, da sie die Untersuchung, welche der Marquis mit ihrer Person anzustellen schien, nicht ertragen kann, und Margarethe wagt kein Wörtchen zu sagen, weil der Fremde sie ebenfalls einschüchtert.

„Es übersteigt in der That alle meine Vorstellungen!" sagte endlich der Marquis, mit sich selbst sprechend.

„Mein Herr," sagte Blanca verlegen, „meine Beste behauptet, Sie haben mir Etwas zu sagen von Seiten meines Wohlthäters... Ist ihm nichts zugestoßen, mein Herr?"

„Nein, liebenswürdige Blanca... nein, Ihr... Wohlthäter, weil Sie ihn so zu nennen belieben, läuft keine Gefahr; allein ich wollte tausend Gefahren trotzen, wenn ich Ihnen eben so sehr am Herzen läge."

Blanca blickt den Marquis schüchtern an, als ob

sie wünschte, er möchte sich deutlicher aussprechen, und dieser öffnet, indem er das junge Mädchen auf einen Sessel führt, seinen Mantel ein wenig; jetzt sind seine reichen Gewänder nicht mehr verborgen, und Margarethe sagt ganz leise zu dem jungen Mädchen: „Ach, mein Gott, Blanca, betrachten Sie doch diese Edelsteine... diese Spitzen ... er ist gewiß ein großer Herr!"

„O ja," antwortete Blanca ganz leise, „es ist herrlich; allein Urbains Tracht ist mir lieber."

Villebelle, der von dem jungen Mädchen den Blick nicht verwendet, schweigt von Neuem still. „Warum sind Sie denn gekommen, mein Herr?" sagte Blanca zu ihm, als sie sah, daß er sich damit begnügte, sie anzusehen.

„Ja," sagte Margarethe, die ihre gewöhnliche Festigkeit wieder zu erlangen suchte, „denn Sie müssen doch aus irgend einer Absicht gekommen sein?"

„Und ich habe mehr gefunden, als ich glaubte," sagte der Marquis lächelnd; dann nähert er sich, ohne, wie es scheint, die Verlegenheit zu bemerken, in die man durch seine Gegenwart versetzt wird, der schönen Blanca, nimmt sie bei der Hand und ruft aus: „Nein ... in dieser Einsamkeit ... Sie allen Augen verborgen! Sie, die Sie eine Zierde der Welt sein und die Huldigungen des ganzen Weltalls empfangen sollten..."

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte Blanca, „aber ich begreife Sie nicht..."

„Ich begreife eben so wenig," antwortete Margarethe, ihre kleinen Augen auf den Marquis heftend.

„Um so besser, anbetenswürdiges Mädchen," antwortete der Marquis dem jungen Mädchen, ohne auf Margarethen zu merken. „Man hat mich nicht betrogen! ... es ist die vollkommenste Unschuld und Treuherzigkeit, in Verbindung mit Allem, was die Schönheit und Anmuth Verführerisches hat ..."

„Aber, mein Herr, hat Herr Touquet Ihnen den Auftrag gegeben, mir dieses zu sagen?"

„Nein, liebenswürdiges Kind, durchaus nicht!" sagte der Marquis lächelnd und noch immer Blanca's Hand haltend, obschon sie sie loszumachen suchte.

„Sie müssen sich gleichwohl erklären, mein Herr," sagte Margarethe in trockenem Tone, „Sie sind schon eine Viertelstunde da und haben noch nicht gesagt, warum Sie gekommen sind ... Es ist schon spät und wir sind nicht gewohnt, so lange aufzubleiben."

„Hören Sie, Alte, legen Sie sich schlafen; ich werde statt Ihrer diesem liebenswürdigen Kinde bis zu Touquets Rückkehr Gesellschaft leisten."

„Ich soll Sie allein bei meiner theuren Blanca lassen?" ruft Margarethe, die das Wort Alte vollends unwillig macht; „nein, mein Herr, ich werde mich wohl hüten: Ihre Spitzen, Ihre Edelsteine und Ihr ganzer schöner Schmuck flößen mir kein Zutrauen ein. Da, nehmen Sie Ihre Goldstücke wieder, ich will sie nicht, denn ich fange an zu glauben, daß Sie keine guten Absichten haben, und nie wird Margarethe die Plane eines Verführers begünstigen, wäre es auch ein Fürst und böte er ihr selbst Peru's Bergwerke an!"

Der Marquis begnügt sich damit, die Achseln zu

zucken, ohne sich nach Margarethen umzuwenden, dann setzt er sich neben Blanca nieder, legt seinen Hut und Mantel ab, und scheint keineswegs gesonnen, sich sobald zu entfernen.

Blanca zittert; sie blickt Margarethen an, um sie zu bewegen, sie nicht zu verlassen, und die Alte, der das Betragen des Fremden neue Besorgnisse einflößt, bemüht sich, ruhig zu scheinen und sagt mit einer Stimme, deren Beben ihren Schrecken verrieth: „Seien Sie ruhig, mein Kind, ich bin da... ich werde Sie nicht verlassen ... und obschon der Herr mich nicht hören will, so wird er uns doch sagen müssen, was er hier machen will..."

„Ich habe es Ihnen gesagt, gute Frau, ich warte auf Touquet. Ich muß diesen Abend mit ihm über wichtige Gegenstände sprechen."

„Und so eben sagten Sie, er habe Sie hierher geschickt... Sie täuschten sich also damals?"

„Vielleicht!" sagte der Marquis lächelnd.

„Nun, mein Herr, wenn Sie durchaus auf meinen Herrn warten wollen, so gehen Sie in den Saal hinab; ich werde Ihnen ein Licht geben und Sie werden daselbst auch Feuer finden."

„Nein, meine Beste, ich will weit lieber hier sein als in Ihrem Saale, und die Gesellschaft dieses liebenswürdigen Kindes wird mir die Zeit sehr verkürzen. Nicht wahr, anbetenswürdige Blanca, Sie werden nicht so grausam sein und sich weigern, mir Gesellschaft zu leisten?"

„Mein Gott, wenn Sie es wünschen, mein Herr, wenn Ihnen das Vergnügen macht ... ich muß es wohl wollen ..."

„Ja," sagte Margarethe, „es scheint, wir müssen uns in Allem nach dem Herrn bequemen; aber Geduld ... bald hoffe ich ..."

In diesem Augenblick schlägt man die Hausthüre gewaltsam zu. Blanca macht eine freudige Bewegung und Margarethe ruft mit siegreicher Miene aus: „Ach Gott! jetzt kommt mein Herr. Wir wollen nun sehen, ob man sich wider unsern Willen hier aufhalten darf."

Der Marquis steht auf, ohne ihr zu antworten, nimmt seinen Mantel, setzt seinen Hut auf den Kopf, und küßt Blanca's Hand, indem er zu ihr sagt: „Auf Wiedersehen, reizendes Mädchen!" Dann verläßt er das Zimmer mit den Worten: „Margarethe, leuchten Sie mir."

Alles das geschah so schnell, daß die erstaunte Blanca keine Zeit hatte, sich der Handlung des Marquis zu widersetzen, und die alte Dienerin, die sich über das, was sie sieht, nicht genug wundern kann, folgt dem großen Herrn, indem sie ausruft: „Ach mein Gott, welcher Mensch!"

Der Barbier war so eben zurückgekehrt und hatte seinen Mantel kaum abgelegt, als der Marquis, von Margarethen begleitet, in dem Saale des Erdgeschoßes erschien; bei Villebelle's Anblick machte Touquet eine Bewegung des Erstaunens und sagt: „Wie! Sie hier, gnädiger Herr ..."

Er hält inne und Margarethe ruft aus: „O ja, mein theurer Herr, der Herr ist schon mehr als dreiviertel Stunden hier; er hat gesagt, Sie haben ihn geschickt... und zwar zu Blanca..."

„Zu Blanca?" sagte der Barbier sehr unruhig.

„Ja, mein Herr, zu Blanca und..."

„Es ist genug, gute Frau, verlassen Sie uns," sagte der Marquis in gebieterischem Tone.

„Ich soll Sie verlassen?" erwiedert Margarethe. „O, vor Allem muß..."

„Muß gehorcht werden!" sagte der Barbier in finsterem Tone; „entferne sie sich!"

Margarethe ist bestürzt, allein sie wagt es nicht, Einwendungen zu machen, und verläßt den Saal mit den Worten: „Ich begreife nichts mehr davon; dieser Mensch thut hier Alles, was er will!"

„Nun, meine Beste," sagte Blanca zu der Alten, „und der Fremde?"

„O, ich weiß nicht, wer dieser Mensch ist, aber vor ihm ist Touquet so unterwürfig wie ein Kind! Ich habe sie beisammen gelassen... Dieser schöne Herr hat mich fortgehen heißen und ich habe gehorchen müssen."

„Das wundert mich sehr, meine Beste."

„Wie finden Sie diesen Menschen, mein Kind?"

„Aber... nicht übel, meine Beste; und wenn ich mich nicht ein wenig vor ihm gefürchtet hätte, so würde ich sein Aussehen hübsch gefunden haben."

„Ach, mein Gott! ich wenigstens finde ihn furchtbar; er hat etwas Teufelartiges in seinen Blicken."

„Ach, meine Beste, Du hast ihn demnach nicht

recht gesehen; er hat ein sehr hübsches Gesicht... Züge, welche Ehrfurcht einflößen und doch dabei sanft sind!"

„Pfui, pfui, mein Kind, wie können Sie einen so unverschämten Menschen schön finden! Ach, wenn Ihr Urbain Sie hörte..."

„Aber, meine Beste, ich würde vor Urbain das Nämliche sagen; darf man nicht Alles sagen, was man denkt? Dieß würde ihn nicht ärgern, denn er weiß, wie sehr ich ihn liebe."

„Wohlan, mein Kind, es ist spät, legen Sie sich zu Bette, ich werde das Gleiche thun."

Margarethe begibt sich auf ihr Zimmer mit den Worten: „Die jungen Mädchen werden immer junge Mädchen sein! Die züchtigste läßt sich durch Complimente, ein hübsches Gesicht und reiche Kleider einnehmen!"

Sobald Margarethe den Saal verlassen hat, schließt der Barbier die Thüre; aus seiner ganzen Person spricht eine gewaltige Unruhe. Er erwartet jedoch, daß der Marquis sich erkläre; allein dieser blickt mit forschenden Blicken auf ihn und scheint Freude an seiner Unruhe zu haben.

„Darf ich wissen, gnädiger Herr," sagte Touquet endlich, „wie es kommt, daß ich Sie in meinem Hause finde, da Sie mich doch anderswohin zu einer Zusammenkunft bestellt haben?"

„Wie, Touquet, Du begreifst es nicht? Ich wollte Dich aus Deinem Hause entfernen, um in dieses mit dem Vorgeben gehen zu können, ich sei von Dir zu dem jungen Mädchen geschickt worden, das Du mir verbargst und das ich zu sehen vor Begierde brannte.

Dieß ist einer jener kleinen Kunstgriffe, die Du mich früher gelehrt hast, aber sie gelingen fast immer."

Der Barbier beißt sich auf die Lippen und antwortet nichts.

„Und wie!" erwiedert der Marquis, „Du besitzest hier einen Schatz, einen Engel der Schönheit, der Anmuth u. s. w., und Du verbirgst ihn mir, mir, Deinem alten Herrn, dessen Vorliebe für das schöne Geschlecht, das mich zu so vielen Thorheiten verleitet hat, Du kennst?"

„Eben deßwegen, Herr Marquis, glaubte ich die junge Blanca Ihren Blicken entziehen zu müssen; ich nehme großen Antheil an dem Wohle dieses Mädchens, an dem ich Vaterstelle vertrete... ich kenne Ihre stürmischen Leidenschaften... und ich glaube nicht, daß die Ehre, vierzehn Tage Ihre Maitresse zu sein, das Glück dieses Kindes sichern könne."

„Und seit wann, Schalk, machst Du solche Betrachtungen?" sagte der Marquis, einen funkelnden Blick auf den Barbier schleudernd. „Wie, Du willst meine Leidenschaften tadeln und der Beschützer der Schönheiten werden, die ich auszeichne, nachdem Du mir bei allen meinen Intriguen hülfreiche Hand geleistet und mich zu Handlungen hingerissen hast, an die ich ohne Dich nie gedacht hätte?"

„Gnädiger Herr!"

„Bedenke, daß Deine Heuchelei und Deine Lügen Dir anderswo nützen können, mich aber nie täuschen werden. Nicht bloß mir verbargst Du dieses Mädchen, denn Du hieltest sie auf ihrem Zimmer gefan-

gen und erlaubtest ihr nie, es zu verlassen!... Du wenigstens bist nicht in Blanca verliebt, weil Du sie in Kurzem verheirathen willst; übrigens ist die Liebe ein Gefühl, das Du nicht kennst: Dein Herz kennt nichts als den Durst nach Gold. Es waltet daher bei allem dem ein Geheimniß ob, das ich bald entdeckt haben werde."

Touquet erblaßt und zittert; die Augen niederschlagend, stammelt er: „Ich schwöre Ihnen, Herr Marquis..."

„Genug hievon," sagte Villebelle, ihn unterbrechend. „Höre mich: ich liebe, was sage ich! ich bete dieses junge Mädchen an, das ich so eben gesehen habe; seit langer Zeit hat mein Herz die Gefühle nicht mehr gekannt, die ich in ihrer Gegenwart empfunden habe... Dieß ist keine flüchtige Laune, es sind keine von jenen Begierden, denen das Herz fremd ist!... nein, als ich Blanca fand, war ich ganz bewegt, verwirrt, erweicht!... Ich kann das, was in mir vorgegangen ist, nicht genau bezeichnen... es schien mir, ich kenne dieses liebenswürdige Kind schon längst. Hieraus kannst Du entnehmen, daß es mir unmöglich ist, hinfort ohne sie zu leben. Blanca muß mein sein; es gibt kein Opfer, das ich nicht zu bringen fähig wäre, um diesen Zweck zu erreichen."

„Ach, gnädiger Herr! das ist es, was ich befürchtete," sagte Touquet, der wegen des Gehörten wahrhaft betrübt zu sein scheint. „Sie wollen aus Blanca Ihre Maitresse machen!"

„Ich will ihr Glück machen, denn ich fühle, daß ich sie lebenslänglich lieben werde..."

„Das ist unmöglich, gnädiger Herr; Blanca wird sich vermählen, sie wird einen jungen Studenten heirathen, den sie liebt. Sie sehen wohl, daß Ihre Liebe sie nicht glücklich machen würde..."

Der Marquis geht einige Augenblicke im Saale auf und nieder, dann ruft er zornig aus: „Ich wiederhole es Dir, Blanca muß mein werden... sie muß es. Es gibt kein Mittel, das ich nicht anwenden werde, um diesen Zweck zu erreichen. Sie kann den, welchen Du ihr bestimmt hast, nicht lieben... Sie kennt ihn erst seit einigen Tagen."

„Gnädiger Herr, wer hat Ihnen dieß sagen können?"

„Was liegt Dir daran? Diese Liebe ist nur ein flüchtiges Gefühl, das sie vergessen wird, wenn ich sie mit Geschenken überhäufen und jeden Tag neue Vergnügungen ersinnen werde, um ihr zu gefallen."

„Gnädiger Herr, Blanca ist an die Einsamkeit gewöhnt, sie ist nicht kokettisch: Ihre Geschenke, Ihre Putzwaaren würden sie nicht verführen..."

„Das heißt die Sache zu weit getrieben," sagte der Marquis; „Deine Einwürfe ermüden mich. Befehle sind es, was ich Dir jetzt ertheilen werde. Ich will, daß Du mir Blanca übergibst, der ich, ich schwöre es Dir, ein unabhängiges Vermögen sichern werde. Ein solcher Schatz muß theuer bezahlt werden, ich suchte ihn... hier sind Banknoten für sechstausend Thaler... Du wirst, wenn Du mir gehorcht hast, eine abermalige gleich starke Summe empfangen."

Der Barbier heftet gierige Blicke auf die Banknoten, die vor ihm auf dem Tische liegen, dann wendet er die Augen weg und sagt mit finsterer Miene: „Gold! ja, das hat mich stets verleitet... allein dieses Mal... nein, ich kann nicht. Bedenken Sie, gnädiger Herr, daß Blanca in zwei Tagen ihrem Liebhaber gehören muß."

„Und heute... diese Nacht noch muß sie meinen Händen übergeben werden."

Der Barbier scheint unschlüssig zu sein; er blickt zuweilen auf die vor ihm liegenden Wechsel, dann sagt er nicht ohne Ueberwindung: „Das kann nicht sein, gnädiger Herr; es thut mir unendlich leid, daß ich Ihnen nicht gehorchen kann, allein die Sache ist schon zu weit vorgerückt."

Der Marquis nähert sich dem Barbier, packt ihn am Arme und sagt mit leiser Stimme zu ihm: „Ich muß also meinen Oheim, den Obergerichtsverwalter, bitten, eine neue Untersuchung über die Ermordung des Vaters der Blanca anzustellen. Glaubst Du, Elender, ich errathe nicht zum Theil den Grund, warum Du dieses junge Mädchen so sorgfältig allen Blicken entzogst? Ihre Schönheit hätte ihr zahlreiche Anbeter erworben; man würde viel von Blanca gesprochen haben, man hätte zu wissen verlangt, was sie sei, was ihre Familie war, und auf diese Art hätte man neue Erkundigungen über jenen unglücklichen Reisenden einziehen können, der am Abend seiner Ankunft in Paris ermordet worden ist... Man hätte Betrachtungen über das Vermögen angestellt, in

dessen Besitz Du einige Zeit nach diesem Ereigniße, man weiß nicht auf welche Art, gekommen bist..."

„Gnädiger Herr," sagte der Barbier, dessen Stirne blaßgelb geworden ist, während sich ein convulsivisches Zittern aller seiner Glieder bemächtigt, „gnädiger Herr... was sagen Sie? Könnten Sie glauben..."

„Ich glaube noch nichts... Aber morgen schon werde ich die Obrigkeit auffordern, Alles zu thun, um dieses Geheimniß zu enthüllen."

„Gnädiger Herr, Blanca gehört Ihnen!" sagte Touquet, wie vernichtet auf einen Stuhl sinkend.

Ein siegreiches Lächeln spielt um den Mund des Marquis, er scheint nur an seine Liebe zu denken, während Touquet, niedergeschlagen und bestürzt, noch einige Minuten dasitzt, ohne die Augen aufzuschlagen und ohne seine gewöhnliche Fassung wieder erlangen zu können. Endlich erhebt er sich und murmelt mit unterbrochener Stimme: „Glauben Sie mir, Herr Marquis: nicht Ihr Argwohn gegen mich hat mich bewegen konnen, Ihnen zu gehorchen, sondern einzig und allein meine Ergebenheit!"

„Genug," sagte der Marquis, ihn unterbrechend, „kein Wort mehr hierüber. Ich will gerne glauben, daß der Schein trügt... Beschäftigen wir uns bloß mit unserer Liebe... ich will keinen einzigen Augenblick verlieren, um mir Blanca's Besitz zu sichern... und weil Du sagst, daß sie in zwei Tagen sich verheirathen werde, so muß sie dieses Haus heute Nacht noch verlassen."

„In der That," sagte Touquet, „weil sie es ja doch verlassen muß, so glaube ich, daß es das Beste ist, wenn dieß schnell geschieht; aber wie, diese Nacht noch?"

„Ich erkenne Dich nicht mehr, Touquet: Du siehst überall Schwierigkeiten, ich kenne deren keine. Es ist noch nicht Mitternacht, wir haben noch Zeit übrig; ich eile in mein Hotel, ich schicke Germain, meinen Kammerdiener, fort, mir einen Wagen zu holen... und in mein Lusthaus zu gehen..."

„Gnädiger Herr, nicht dahin müssen Sie Blanca führen, sie würde da nicht in Sicherheit sein; dieser Ort ist zu nahe bei Paris. Urbain Dorgeville, der junge Mensch, den sie heirathen sollte, wird Allem aufbieten, um sie wieder aufzufinden. Er betet sie an, er ist unternehmend; Sie müssen von seiner Verzweiflung Alles fürchten..."

„Ich fürchte Niemand; Du weißt es. Doch glaube ich, daß Dein Rath klug ist... Blanca ist so hübsch! Ein bloßer Blick, den sie auf einen Andern würfe, würde mich eifersüchtig machen, und zu viele Schwindelköpfe kennen mein Lusthaus. Aber warte... warte... ich habe, was ich brauche: unter den Gütern, welche mir meine Mutter hinterlassen hat, befindet sich ein Schloß, das in der Umgegend von Grandvilliers liegt, ungefähr zweiundzwanzig Stunden von hier, und weit genug von dem Marktflecken und der Landstraße, um von den Reisenden nicht bemerkt zu werden."

„Sehr gut, gnädiger Herr, das geht ganz gut."

„Ich habe dieses Schloß, daß man Sarcus nennt,

erst einmal besucht; allein obschon ich nur kurze Zeit daselbst verweilte, so setzte mich doch seine Pracht und Eleganz in Erstaunen. Dieses im Jahr 1522 erbaute Schloß wurde Fräulein von Sarcus von Franz I. geschenkt; es ist in der ganzen Umgegend als ein Wunder der Sculptur und der Schönheit der Façade wegen, bei welcher der Künstler Alles übertroffen hat, was man bis damals gemacht hatte, bekannt. Dahin also werde ich Blanca führen oder vielmehr führen lassen... Zweiundzwanzig Stunden... zwei sichere Männer... höchstens in zwölf Stunden wird sie im Schlosse sein... Und ich, sobald ich morgen meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht und am Hofe eine unumgänglich nothwendige Reise nach England vorgeschützt habe, reise ich ab und begebe mich im Geheimen zu ihr, die ich nie mehr verlassen will. Du siehst, Touquet, mein Plan ist vollkommen gut entworfen und Niemand wird ahnen, daß ich Dir Deine junge Waise geraubt habe."

„Ja, gnädiger Herr, Niemand unter Ihren glänzenden Bekanntschaften; allein was soll man hier thun, um Blanca zu bewegen, Ihnen zu folgen... um allen Lärmen zu vermeiden... alles Geschrei, das die Aufmerksamkeit der Nachbarn erregen könnte?"

„Ei, der Henker, man muß sie anfänglich täuschen; das ist Deine Sache... Ist Dein Kopf so gedankenlos geworden, daß Du nichts mehr ersinnen kannst, um ein Kind zu täuschen? Du wirst sie glauben machen, daß sie ihren Bräutigam wieder finden wird!"

„Warten Sie, gnädiger Herr... ich habe in der

That ein Mittel ausfindig gemacht... aber Blanca darf Sie nicht bemerken: sie würde Verdacht schöpfen und meine List vereitelt werden."

„Ich wiederhole Dir, daß sie allein abreisen wird; ein Postillon und zwei gut bewaffnete Männer werden mir für ihre Sicherheit bürgen."

„Es ist genug."

„Es ist Mitternacht... ich gehe, um alle nöthigen Anstalten zu treffen. Mein Kammerdiener wird vorauseilen, um im Schlosse meine Befehle zu ertheilen und unser schönes Kind daselbst zu empfangen. Um zwei Uhr Morgens werde ich mit dem Wagen vor Deiner Thüre sein... Du verstehst mich... um zwei Uhr!"

„Ja, Herr Marquis," sagte der Barbier, „ich werde diese Stunde nicht vergessen."

„Sorge Du dafür, daß Blanca in diesem Augenblicke bereit ist, in den Wagen zu steigen. Ich verlasse Dich... suche dein Versprechen nicht zu umgehen, oder meine Rache wäre fürchterlich."

„Gnädiger Herr, Sie können auf mich zählen."

Der Marquis hüllt sich in seinen Mantel und eilt aus der Wohnung des Barbiers.

Touquet, allein geblieben, ist lange Zeit niedergeschlagen und tiefsinnig, endlich erhebt er sich rasch und sagt: „Was liegt aber mir, Alles genau erwogen, daran, ob Blanca dem Marquis oder Urbain gehört! Bin ich so schwach geworden, daß ich mich durch die Liebe zweier Kinder erweichen lasse? Dadurch, daß ich dieses junge Mädchen bei mir behielt,

glaubte ich allen Verdacht zu entfernen... Aber endlich werde ich von der Last befreit werden, die so schwer auf mir lag. Wohlan! laßt uns die Wechsel in Verwahrung bringen... der Marquis hat mir eine abermalige gleich starke Summe versprochen, und ich hätte sie ausschlagen können? Nein, mein Geschick muß vollendet werden; dieses Metall wird stets mein Compaß sein. Ich war erst sechszehn Jahre alt, als es mich schon zu Handlungen verleitete, die mir den Fluch meines Vaters zuzogen! In diesem Paris angekommen, das ich zu sehen vor Begierde brannte, entrießen mir bald geschicktere Leute als ich mein Eigenthum: ich war geprellt und wollte Andern vergelten, was sie mir gethan hatten. Ich ließ meinem Genie freien Lauf. Bis jetzt hatte ich noch nichts ganz Schlimmes verübt, aber dieser verfluchte Durst nach Gold... Nach zehn Jahren kann ich das Andenken an jene furchtbare Nacht noch nicht aus meinem Gedächtnisse verbannen... seit dieser Zeit finde ich keine Ruhe mehr! Ich will in mein Land zurückkehren, und wenn mein Vater noch lebt, Verzeihung von ihm zu erhalten suchen; vielleicht werde ich dann ruhiger werden... aber wenn er wüßte, wie ich mich bereichert habe!" Der Barbier versinkt von Neuem in sein Nachdenken. Bald schlägt die Uhr von St. Eustach ein Uhr. Touquet nähert sich langsam dem Tische, nimmt die Bankscheine, die auf demselben liegen und bringt sie in Verwahrung, dann begibt er sich nach Blanca's Zimmer und klopft an der Thüre des jungen Mädchens an.

Die arme Kleine schlief nicht; die Ereignisse des Abends hatten sie zu lebhaft aufgeregt, als daß sie zur Ruhe kommen konnte. Sie glaubte, sie sehe den Fremden noch neben ihr sitzen, wie er ihr die Hand hielt und sie mit einem Ausdrucke anblickte, den sie nicht erklären konnte. Ihr Busen war beklommen, es schien ihr, sie werde ihren Urbain nicht wieder sehen; das Bild des Marquis stellte sich unaufhörlich zwischen sie und ihren Liebhaber, und die Traurigkeit, welche der Letztere an den Tag gelegt, als er sie verlassen hatte, vermehrte die ihrige noch. Dieser unbestimmten Bangigkeit, die oft grausamer ist als ein wirklicher Kummer, preisgegeben, konnte Blanca den Schlaf nicht finden, und als sie mitten in der Nacht an ihre Thüre klopfen hörte, befiel sie ein neuer Schrecken. „Wer da?“ ruft sie mit bebender Stimme aus.

„Ich, Blanca,“ erwiedert der Barbier; „öffnen Sie, ich habe Ihnen wichtige Dinge mitzutheilen.“ Das junge Mädchen, das Touquets Stimme erkannt hat, steht auf, wirft schnell einen Rock über sich und öffnet ihre Thüre. Der Barbier hält seine Lampe in der Hand und blickt sie nicht an, die seine Blicke fragen möchte, während sie zu ihm sagt: „O mein Gott! was ist denn vorgefallen, mein bester Freund?“

Die Worte: ‚mein bester Freund!‘ mit Blanca's sanfter Stimme gesprochen, thun Touquet stets wehe; er bemüht sich jedoch, seine Gemüthsbewegung zu verbergen. „Beruhigen Sie sich, Blanca,“ sagte er zu ihr, „und hören Sie mich: Urbain hat diese Nacht einen Streit gehabt... ein Duell...“

„O Himmel, er ist verwundet?"

„Nein, nein, er ist es nicht; aber seine Sicherheit erforderte, daß er Paris auf der Stelle verließ, sonst würde man ihn festgesetzt haben; er ist daher nach seinem Landgütchen abgereist."

„Er ist abgereist, ohne mich zu sehen?"

„Lassen Sie mich doch ausreden: Sie hätten sich hier vermählen sollen; statt dessen wird nun die Vermählung in seinem Landhause statthaben; allein um Urbains Besorgnisse zu beschwichtigen, habe ich ihm versprechen müssen, daß Sie ihm diese Nacht noch nachfolgen werden."

„O! augenblicklich, mein Freund, wenn Sie es wollen... allein warum bin ich nicht mit ihm abgereist?"

„Das konnte nicht sein: Urbain hatte keinen Augenblick zu verlieren. Durch einen glücklichen Zufall schickte einer meiner Freunde seinen Kammerdiener in jene Gegend, um seine Braut abzuholen; in einer Stunde wird der Wagen vor meinem Hause ankommen: halten Sie sich bereit... Bekümmern Sie sich um nichts, Sie werden da unten Alles finden, was Sie bedürfen... Sie haben mich verstanden?"

„O! ich werde in einem Augenblick bereit sein, und Margarethe?"

„Sie kann Ihnen noch nicht folgen. Ich bedarf ihrer zu verschiedenen Anordnungen, die ich treffen muß... in einigen Tagen werde ich sie euch schicken. Ich verlasse Sie, treffen Sie Ihre Reiseanstalten,

ich werde wieder kommen, wenn der Wagen da unten ist."

Der Barbier entfernt sich, und Blanca, die nicht im Mindesten argwöhnt, daß man sie täuschen wolle, sagt, während sie ihre Toilette macht, zu sich: „Armer Urbain! ich war überzeugt, daß ihm Etwas begegnen werde; er hatte auch eine Ahnung davon... Welches Glück, daß er entfliehen konnte; allein ich will ihm nachfolgen, und dann werde ich ihn nie wieder verlassen."

Unterdessen kehrt Touquet in sein Zimmer zurück, zu sich sagend: „Alles geht gut... die Kleine wird abreisen, ohne die geringste Schwierigkeit zu machen. Aber wenn Margarethe nicht schlief, wenn sie einige Worte von meiner Unterhaltung mit dem Marquis gehört hätte und Blanca begleiten wollte... Es ist von Wichtigkeit, daß dieses alte Weib nichts erfährt... ich kann mich nicht überzeugen, ob sie schläft, weil sie gegenwärtig in dem Zimmer schläft, in welchem Blanca's Vater geschlafen hat. Wohlan! keine Schwachheit... steigen wir hinauf."

Der Barbier nimmt sein Licht und läuft auf ein Kabinet zu, das sich im Hintergrunde seines Zimmers befindet. Hier angekommen, zögert er noch; sich dann ermuthigend, berührt er einen unter den Tapeten verborgenen Knopf: eine kleine Thüre öffnet sich und zeigt eine kleine Treppe, die in ein höheres Stockwerk führt. Touquet wendet die Augen weg und murmelt: „Seit jener unheilvollen Nacht bin ich nicht mehr hier gewesen!"

Er steigt jedoch hinauf und es scheint, seine verstörten Augen fürchten einem erschreckenden Gegenstande zu begegnen, während seine bebende Hand die Lampe vorwärts hält und er sich mit der andern an die Mauer stützt, um nicht zu wanken.

Oben an der Treppe angekommen, sieht er eine mit zwei Riegeln verschlossene Thüre vor sich. Er schiebt die Riegel znrück, wobei er so wenig Geräusch macht als möglich, und sieht sich jetzt in dem kleinen finstern Kabinet, das sich im Hintergrunde des Alkovs von Margarethens Zimmer befindet, und das die gute Alte und Blanca besucht haben, ohne die Thüre der Treppe zu bemerken, weil sie in dem Getäfel kunstreich verborgen ist.

Der Barbier stellt seine Lampe auf den Boden und hält dann sein Ohr an die Thüre, die in den Alkov führt: er hört bald ein anhaltendes Schnarchen, das ihm verkündet, daß Margarethe in tiefem Schlafe liegt. Gleichwohl öffnet Touquet leise die Thüre des Alkovs, um sich zu überzeugen, daß es auch Margarethe ist, die schläft; dann kehrt er in das kleine Kabinet zurück, verläßt dieses durch die geheime Thüre, schiebt die Riegel vor und steigt wieder hinab, indem er zu sich sagt: „Von ihrer Seite steht nichts zu befürchten."

Plötzlich thut der Barbier einen Fehltritt: er bringt seine Lampe der Treppe nahe und bemerkt rothe Flecken auf den Stufen derselben. Obschon es schwer auszumitteln war, woher diese Flecken rührten, so

bebt doch Touquet erschrocken zurück; die Haare sträuben sich ihm empor, seine Füße wagen es nicht mehr, die mit diesen furchtbaren Makeln bezeichneten Stufen zu betreten. In seiner Verwirrung läßt er die Lampe seinen Händen entsinken: sie rollt die Treppe hinab und erlöscht. Der Barbier findet sich jetzt allein in dem geheimen Gange, umgeben von der dichten Finsterniß.

Alle Zeichen des furchtbarsten Schreckens verrathend, kriecht er auf allen Vieren die Stufen der Treppe hinab, stößt den Kopf mehrmals an die Wand und ruft endlich mit erstickter Stimme aus: „Gnade! Gnade!... verfolge mich nicht!... Kommst Du, um mich von Neuem zu erschrecken, weil ich Deine Tochter ausliefern will? Nun, ich werde sie dem Marquis nicht geben... nein... aber laß mich... lege Deine blutigen Hände nicht an mich!"

Endlich kommt er unten an der Treppe an; er schlägt die durch die Tapeten verhüllte Thüre gewaltsam wieder zu, und ohne sich in seinem Zimmer, in welchem sich kein Licht befindet, aufzuhalten, steigt er in den Saal des Erdgeschoßes hinab, das durch eine Lampe und das Feuer, das noch im Kamine brennt, erleuchtet ist.

Hier angekommen sinkt er auf einen Sessel nieder und wirft dann verstörte Blicke um sich her. Nach und nach scheint er sich wieder zu ermannen; endlich fährt er mit der Hand über die Stirne und sagt: „Es war ein Traum!"

In diesem Augenblicke vernimmt man das Ge-

rassel eines Wagens, der vor dem Hause hält, und der Barbier, der ganz wieder zur Besinnung gekommen ist, eilt fort, um die Hausthüre zu öffnen.

„Hier bin ich," sagte der Marquis, aus der Berline steigend, „Du siehst, daß ich noch vor der bestimmten Stunde komme. Mein Kammerdiener ist bereits auf der Straße nach Grandvilliers, der Postillon ist im Sattel, die zwei bewaffneten Personen werden dem Wagen folgen, Alles ist bereit, und Blanca?"

„Ich werde sie abholen; sie glaubt, sie komme zu ihrem Bräutigam, der sich diese Nacht duellirt hat, und hegt keinen Argwohn; durch diese List übergibt sie sich von selbst."

„Sehr gut!"

„Allein verbergen Sie sich, gnädiger Herr, damit sie Sie nicht bemerkt, oder Alles wäre verloren!"

„Fürchte nichts, ich werde in der Ecke dieser Thüre bleiben. Ich will sie bloß in den Wagen steigen sehen... morgen werde ich in Sarcus sein und ihre Thränen trocknen."

„Ich hole sie ab."

Der Barbier steigt hinauf; das junge Mädchen hatte den Wagen vor der Thüre halten gehört: sie war bereit.

„Hier bin ich, mein guter Freund," sagte sie, ihr Zimmer eiligst verlassend, „ich habe wohl gehört, daß der Wagen angekommen ist."

Touquet geht voran, Blanca folgt ihm. Ihr Herz schlägt stark, und obschon sie in der Meinung steht,

daß sie zu ihrem Liebhaber kommen werde, so hat doch diese Abreise mitten in der Nacht etwas Geheimnißvolles und Sonderbares, das sie fast in Schrecken setzt. In dem Saale des Erdgeschoßes angekommen, wirft das liebenswürdige Kind die Augen um sich her und sagt: „Wie! Margarethe ist nicht gekommen, um mir Lebewohl zu sagen und mich zu umarmen?"

„Nein, nein, wir hatten keine Zeit," sagte Touquet, ihre Hand fassend und sie in den Corridor führend. Sobald sie an der Hausthüre angekommen sind, beugt der Barbier den Kopf vorwärts, um sich zu überzeugen, daß der Marquis nicht bemerkt werden könne, öffnet dann den Kutschenschlag und sagt zu Blanca: „Kommen Sie schnell... steigen Sie ein ... wir haben keine Zeit zu verlieren."

Blanca springt auf die Straße hinaus und steigt in die Berline. Als sie sich hier mitten in der Nacht allein sieht, kann sie sich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren, aber schon schließt Touquet den Kutschenschlag wieder. „Leben Sie wohl, mein guter Freund," sagte Blanca, ihm die Hand reichend, „ich werde Urbain wiederfinden, aber ich werde Sie nicht vergessen! Alles, was Sie für mich gethan haben, hat die Dankbarkeit in mein Herz gegraben..."

„Fortgefahren, fortgefahren, Postillon!" ruft der Barbier tiefbewegt. In diesem Augenblicke schlägt es zwei Uhr, der Postillon klatscht mit der Peitsche, der Wagen führt Blanca fort.

„Sie gehört mein!" ruft der Marquis aus, und der Barbier kehrt eilig in seine Wohnung zurück.

Siebentes Kapitel.

Das Rendezvous. — Schläge des Schicksals. — Das Hotel von Bourgogne. — Die Sänfte.

Als Chaudoreille bei Tagesanbruch das Lusthaus des Marquis in der Vorstadt St. Antoine verließ, war er wegen der Folgen seines Zweikampfs mit Turlupin, den er für eine hohe Person hielt, noch nicht ganz beruhigt; doch verlieh ihm das Bewußtsein, daß er jetzt der Geschäftsmann des mächtigen Marquis von Villebelle sei und im Nothfalle seinen Schutz in Anspruch nehmen könne, den Muth, nach Paris zurückzukehren, wo er die Ereignisse der verflossenen Nacht überdachte.

Der Marquis hat ihm hundert Pistolen versprochen, wenn ihm Blanca gefällt; Chaudoreille ist überzeugt, daß er die Summe erhalten wird. Allein wenn Touquet erführe, daß der Marquis durch ihn von Blanca's Existenz in Kenntniß gesetzt worden ist, so hätte er Alles von seinem Zorn zu fürchten, und der Schrecken, den er empfindet, thut seiner Freude bedeutenden Abbruch. Doch hat er die Zusammenkunft, zu der er auf den Abend dieses Tags bestellt worden ist, nicht vergessen. Das Andenken an den Barbier, so gut er kann, verscheuchend, und mit den Thalern, die er von Marcel gewonnen, rasselnd, tritt er in eine Schenke, in der er einen Theil des Tags damit zubringt, daß er sich durch mehrere Flaschen Wein beherzt zu machen sucht. Gegen Abend fühlt er sich zu Unternehmungen fähiger; er begibt sich daher in

sein Logis, läßt seiner Krause ein paar Nadelstiche geben, streicht seinen Knebelbart und seinen königlichen Schnurrbart neu an, stäubt seine Halbstiefel ab, bürstet seinen Hut aus, und sagt, sich zu seinem Rendezvous auf den Weg machend: „Wie groß auch die Reize einer Prinzessin sein mögen, so wollen wir doch nicht vergessen, daß ich diesen Abend in die Vorstadt St. Antoine zurückkehren muß, um daselbst hundert Pistolen von dem Marquis in Empfang zu nehmen! Alle Teufel! um hundert Pistolen verließe ich die Lieblingssultanin und alle Kebsweiber des Großtürken!"

Es fängt an Nacht zu werden, und seit einer halben Stunde geht Chaudoreille an dem Orte spazieren, wo ihn die Alte angeredet hat. Er trägt die Nase hoch empor und blickt nach allen Fenstern, sucht sich aber allererst zu versichern, ob er keine Wasserträger sieht. Endlich verläßt die Alte, die den Tag zuvor mit ihm gesprochen hat, ein Haus von ziemlich schönem Aussehen, geht an ihm vorüber und sagt ganz leise zu ihm: „Folgen Sie mir... aber geben Sie sich nicht das Ansehen, als ob Sie mit mir gingen."

„Genug!" erwiedert Chaudoreille und folgt der Magd auf den Fersen nach, um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren.

Sie treten in das Haus; die Dienerin steigt die Treppe hinauf, legt einen Finger auf ihren Mund, und gibt Chaudoreille ein Zeichen, ebenfalls hinaufzusteigen. Der Ritter folgt ihr. Aber plötzlich packt

er die Alte beim Rocke und hält sie mit den Worten an: „Ist Ihre Gebieterin verheirathet?“

„Warum?“ erwiedert die Alte, ihn mit spöttischer Miene anblickend.

„Warum? alle Teufel! weil es Ehemänner gibt, die im Punkte der Galanterie sehr unduldsam sind. Der Henker, ein Dolchstich ist bald beigebracht! ich kann mich nicht so in den Rachen des Wolfs werfen.“

„Sind Sie nicht bewaffnet, mein Herr, und könnten Sie sich, wenn man Sie angriffe, nicht vertheidigen?“

„Ja, gewiß könnte ich mich vertheidigen,“ sagte Chaudoreille, wieder einige Stufen hinabsteigend, „allein ich ehre die Bande der Ehe... und die Sache genau erwogen, will ich lieber gehen...“

„Kommen Sie doch, mein Herr,“ sagte die Alte, ihm nacheilend, „meine Gebieterin ist nicht verheirathet und Sie haben nichts zu fürchten.“

„Alle Teufel! erklären Sie sich doch, mein Liebchen, mein Leben ist zu kostbar, als daß ich es auf eine unbesonnene Weise in Gefahr bringen dürfte! Wohlan, Lisette, steigen Sie hinauf... ich folge Ihnen... aber wenn Sie mich belogen haben, so zittern Sie!“

Im zweiten Stockwerk angekommen, öffnet die Alte eine Thüre und läßt den Ritter in einen schönen Speisesaal und von da in einen kleinen, schön möblirten Salon treten, wo sie ihn mit den Worten bleiben heißt: „Warten Sie hier, ich werde Madame benachrichtigen...“

„Bleiben Sie nicht lange aus, denn ich bin kein Freund von langem Warten," ruft ihr Chaudoreille nach, unruhig um sich her blickend.

Als er sich allein sieht, untersucht er das Gemach sorgfältig und sagt zu sich: „Das ist ziemlich hübsch, ja sogar schön. Es ist eine ausgezeichnete Frau, wohlan, Chaudoreille! du hast gut Glück, spiele nicht den Uneingeweihten, tritt mit Festigkeit auf. Alles strömt auf einmal auf mich zu: Glück!... Geld!... Liebe... Ich war überzeugt, daß ich endlich durchdringen müsse... Ach, der Henker! ich habe da ein Loch in meinem Wamms, allein ich werde es mit meinem Hute bedecken... ich trage großes Verlangen, meine Prinzessin zu sehen... ich fühle, daß ich sie zum Voraus anbete!... Allein es ist Nacht und man läßt mich ohne Licht... das ist sehr sonderbar... das Herz schlägt mir... vor Liebe, ohne Zweifel!"

Hier erhebt Chaudoreille die Stimme und sagt: „Sollte man sich übrigens an mir zu vergreifen suchen, so ist mein Roland da, und vier Mann würden mir nicht bange machen."

In diesem Augenblicke öffnet sich eine Thüre vor Chaudoreille, der auf einen Leuchterstuhl fällt, mehrere Porzellaintassen umwirft, und „Wer da!" ruft.

„Ich, mein Herr," antwortete die Dienerin, „ich komme, um Sie zu meiner Gebieterin zu führen."

„Ah! das ist gut... aber Sie lassen mich ohne Licht, ich habe Sie für eine Ratte gehalten und ich habe einen ungemeinen Abscheu vor dem Rattengeschlecht! Ich würde mich lieber mit einem Löwen

schlagen, als bloß den Schwanz eines solchen Thierchens sehen. Was wollen Sie? Alle großen Männer haben ihren Thierabscheu gehabt... Aber führen Sie mich zu Ihrer Gebieterin, mein Liebchen."

Die Dienerin läßt ihn ein anderes Zimmer durchschreiten, öffnet dann eine Thüre und führt ihn in ein elegantes Boudoir, das durch mehrere Wachskerzen erleuchtet ist und in dessen Hintergrunde eine junge Frau auf dem Sopha sitzt.

Die Alte hat sich entfernt; in große Verwirrung gerathen durch die geheime Zusammenkunft, auf die er sich übrigens hatte versehen müssen, hat Chaudoreille die Person, bei der er sich befindet, noch nicht anzublicken gewagt, und zerquält sich sein Gehirn, um ein passendes Compliment aufzufinden; allein sein Phöbus ist starrköpfig: es fällt ihm nichts bei. Endlich hört er die Worte: „Spricht Herr Chaudoreille mit seinen alten Bekannten nicht?"

Durch diese Stimme aus seiner Betäubung gerissen, schlägt das Männlein die Augen auf und stößt einen Schrei der Verwunderung aus, als er Julia, die junge Italienerin, erkennt, die ihn lächelnd anblickt.

„Ist's möglich? Sehe ich Sie?" sagte Chaudoreille.

„Und was ist denn dieß so Außerordentliches, Herr Ritter? Haben Sie geglaubt, der Marquis werde mich immer in seinem Lusthause lassen?"

„Nein... ohne Zweifel, schöne Dame... ich sage nicht... aber ich war so weit entfernt, mich darauf zu versehen..."

Dieses sprechend wirft er ihr einen zärtlichen Blick zu und sagt bei sich: „Ich war stets der Meinung, daß sie mich liebe... Nun bin ich der Nebenbuhler des Marquis!... das ist wüthend kitzelig!"

„Setzen Sie sich, Herr Chaudoreille," sagte Julia, die sich einige Augenblicke lang an der Verlegenheit und Liebesäugelei des Männleins zu ergötzen scheint. Dieser wird immer kühner und will sich neben Julia auf den Sopha niedersetzen, allein die junge Frau deutet auf einen ihr gegenüberstehenden Sessel und gibt dem Ritter ein Zeichen, sich darauf zu setzen.

„Sie fürchtet mich," sagte Chaudoreille bei sich und setzte sich nieder; „sie fühlt, daß sie mir nicht widerstehen könnte und will ihre Niederlage verzögern. Verfahren wir nicht zu rasch: meine Augen werden genug für mich thun."

„Errathen Sie, warum ich Sie habe kommen lassen?" sagte die junge Italienerin, ihn boshaft anblickend.

„Aber, schöne Dame... ich schmeichle mir, ich vermuthe... es gibt Dinge, die man errathet, sobald man auf die Welt kommt!"

„Und ich, ich glaube, daß Sie sich täuschen könnten," sagte Julia, einen ernsthaften Ton annehmend; „ich werde mich unverzüglich erklären."

„Ach, mein Gott!" sagte Chaudoreille zu sich, erschrocken über Julia's veränderten Ton; „sollte sie sich wohl meinetwegen tödten wollen?"

„Ich bin die Maitresse des Marquis, Sie wissen es wohl."

„Ohne Zweifel, weil ich selbst der Liebesbote..."

„Still! Unterbrechen Sie mich nicht. Wenn ich meine Schwäche nicht zu verbergen suche, so kommt dieß daher, daß ich, weit entfernt, dem Eigennutze, der Ehrsucht nachgegeben zu haben, mich bloß durch die Liebe habe besiegen lassen, und in den Augen einer Frau entschuldigt die Liebe viele Fehler. Ja, ich liebte den Marquis schon lange, ich hatte ihn oft auf den öffentlichen Spaziergängen bemerkt... und ungeachtet alles dessen, was man mir über ihn sagte, konnte ich dem Gefühle, das er mir einflößte, nicht widerstehen. Mein Herz flog dem seinigen entgegen... erstaunen Sie daher nicht, daß ich mich in Ihre Vorschläge so leicht gefügt habe; ich schmeichle mir, der Marquis werde das brennende Feuer, das mich verzehrt, theilen! Ich glaubte Kraft genug zu besitzen, um ihm meine Liebe nicht eher zu zeigen, als bis ich mich von der seinigen versichert hatte... Ach! ich vertraute zu sehr auf mich; es gelang ihm so leicht, mich zu überzeugen, daß er mich liebe! Der Undankbare!... Jene Liebe, die er mir schwor, hat bereits der Kälte, ja der Gleichgültigkeit Platz gemacht!... und ich... ich... ich fühle, daß ich ihn mehr liebe als je!"

Julia ist lebhaft geworden, ihr Blick funkelt, ihre ganze Person drückt die gewaltige Leidenschaft aus, der sie preisgegeben ist. Chaudoreille aber, sehr erstaunt über das Gehörte und fast erschrocken über Julia's Zustand, rückt seinen Stuhl um so weiter weg, je hitziger Julia wird.

„Ja," sagte die junge Frau, die Chaudoreille's Gegenwart nicht mehr zu bemerken scheint und sich ihren Gefühlen ganz hingibt, „ja, ich liebe Dich noch immer, allzu verführerischer Villebelle! Dieses brennende Herz athmet nur für Dich!... Aber ich kann Deine Gleichgültigkeit nicht ertragen... Wenn Du eine Andere liebtest, dann würde meine Wuth keine Grenzen mehr kennen... und in Deinem Blute, in dem Blute meiner Nebenbuhlertn würde ich meinen Schimpf rächen!"

„Ach, mein Gott! sie will, ich soll den Marquis erdolchen," sagte Chaudoreille zu sich und sucht seinen Stuhl noch weiter zurückzuschieben, allein da er bereits bis an die Wand gekommen ist, so kann er nicht weiter zurück, und es bleibt ihm nichts übrig, als verstohlene Blicke nach der Thüre zu werfen und dabei zu murmeln: „Das hübsche Rendezvous! Das ist ein Teufel von Frau. Ich liebe meine Zuchtstute weit mehr..."

Julia hat zu reden aufgehört; nach und nach beruhigt sie sich, nimmt ihre gewöhnliche Haltung wieder an, und die Augen auf Chaudoreille werfend, kann sie sich des Lachens nicht enthalten, als sie ihn an die Wand gelehnt erblickt. „Kommen Sie doch herbei, kommen Sie doch herbei," sagte sie zu ihm; hören Sie, was ich von Ihnen will. „Sie stehen, wie Sie mir gesagt haben, in genauer Verbindung mit dem Barbier Touquet?"

„Ja... Mada... Mademois... Signora."

„Der Barbier ist der Mann, dessen sich der Mar-

quis bei seinen Liebesintriguen gewöhnlich bedient; ich glaube daher, Sie werden durch ihn leicht erfahren können, ob Villebelle eine neue Eroberung im Auge hat. Verstehen Sie mich?"

„Ja... ja... ich verstehe Sie vollkommen..."

„Wollen Sie mir Dienste leisten? mir alles das mittheilen, was Sie von Touquet in Beziehung auf den Marquis erfahren können? und wenn man sich Ihrer von Neuem bei Liebesintriguen bedient, mich auf der Stelle von den entworfenen Planen in Kenntniß setzen?"

„Ja, gewiß... ich bin zu allem dem von Herzen bereit!... Ah, Saperlot!" fügt Chaudoreille bei sich hinzu, „wenn sie wüßte, was ich gestern ihrem Liebhaber gesagt habe... ich würde nicht lebendig von hier wegkommen..."

„Warum zittern Sie denn?"

„Ah! es ist nichts... das kommt von den Nerven her; ich habe oft solche Anfälle!"

„Hier, nehmen Sie diesen Beutel; wenn Sie mir mit Eifer und Treue dienen, so werden Sie sehen, daß Julia dankbar ist."

Der Anblick eines gut gespickten Geldbeutels verleiht dem Ritter wieder einigen Muth; sich bis auf den Boden verneigend nimmt er das Geld und ruft aus: „Von diesem Augenblick an gehöre ich ganz Ihnen: verfügen Sie über meinen Arm, meinen Degen, mei..."

„Es handelt sich weder von Ihrem Arme noch von Ihrem Degen, bloß Ihre Augen und Ohren

müssen thätig sein. Seien Sie auf der Lauer, machen Sie den Barbier gesprächig, suchen Sie die geringsten Handlungen des Marquis zu erfahren und kommen Sie, um mir Bericht davon abzustatten. Man wird kein Mißtrauen in Sie setzen und dieß ist uns nothwendig. Gehen Sie und seien Sie darauf bedacht, mich von dem unbedeutendsten Umstande zu unterrichten, wenn er meine Liebe betreffen kann."

„Man wird Ihnen gehorchen," erwiedert Chaudoreille, sich tief verbeugend. Julia klingelt, die Alte kommt und führt auf ein Zeichen ihrer Gebieterin den Ritter bis an die Hausthüre, ohne ihm ein Wort zu sagen.

Als sich Chaudoreille auf der Straße sieht, athmet er freier. „Alle Teufel!" sagte er zu sich, „jetzt stecke ich über Hals und Kopf in Intriguen: ich bin Julia's Agent, der Geschäftsmann des Marquis, der Vertraute des Barbiers, und was das Schönste ist, ich erhalte von allen Dreien Geld. Das geht nicht übel! Der Henker, der Beutel ist gut gespickt! Morgen lasse ich mich ganz neu kleiden. Ich habe ein Paar fleischfarbene Beinkleider im Auge; dieß wird mir stehen wie einem Engel! Aber vergessen wir den wichtigsten Artikel nicht: die hundert Pistolen, die der Marquis mir geben muß, wenn ihm Blanca gefällt, und eilen wir in das Lusthaus. O Fortuna, du behandelst mich wie ein verdorbenes Kind! Allein man muß gestehen, daß du dich an einen sehr gewandten Schalk wendest."

Unter solchen Betrachtungen hat sich Chaudoreille in die Vorstadt St. Antoine begeben; gegen acht Uhr

Abends kommt er im Lusthause des Marquis an. Er klingelt fast so stark als der Marquis, und Marcel öffnet ihm mit den Worten: „Du machst so viel Lärmen als der gnädige Herr!“

„Dieß kommt augenscheinlich daher, daß ich das Recht dazu habe,“ erwiedert der Gascogner, mit frecher Miene eintretend; hierauf durcheilt er den Garten mit großen Schritten, begibt sich auf der Stelle in den Speisesaal und sagt, sich auf einen Sessel werfend: „Ist mein Freund, der Marquis, seit gestern hier gewesen?“

„Dein Freund, der Marquis?“ erwiedert Marcel, die Augen weit öffnend.

„Ei ja, Lumpenkerl! oder der Marquis, mein Freund, wenn Du lieber willst... Und er hat nichts für mich geschickt?“

„Nichts.“

„Wir werden ihn also erwarten. Trage mir geschwind ein Nachtessen auf: das Beste, was Du hast, die edelsten Weine, Liqueure. Wohlan, geh' doch, statt dahin zu stehen und mich wie eine Bildsäule anzustarren.“

„Aber der Teufel, was hast Du denn diesen Abend?“

„Marcel, keine Betrachtungen, ich bitte Dich, und wenn Dir Dein Aemtchen lieb ist, so erweise Dich meines Schutzes würdig.“

Marcel begnügt sich zu lächeln und trägt dann das Nachtessen auf. Chaudoreille begibt sich zu Tisch; Marcel thut ein Gleiches. „Dein Betragen ist ein wenig vertraulich,“ sagte der Ritter zu ihm; „allein

da wir allein sind, so will ich Dir erlauben, Dich neben mich an den Tisch zu setzen..."

„Das ist ein großes Glück für mich."

„Mit der Bedingung, daß ich mich stets zuerst bedienen werde."

Während des Nachtessens rasselt Chaudoreille mit seinem Geldbeutel, zählt seine Thaler, berechnet, was ihm geblieben ist und was er noch zu erhalten hofft.

Marcel blickt ihn erstaunt an und sagt: „Hast Du denn geerbt?"

„Ja, ich erbe sehr oft auf diese Art. Ach, alle Teufel! wenn der Marquis mir Wort hält... welch' eine herrliche Lebensart werde ich führen!"

Das Nachtessen dauert lange; Chaudoreille ist so sehr mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, daß er nicht an's Spielen denkt. Allein schon ist es Mitternacht und man hat noch keine Botschaft vom Marquis erhalten. Die Hoffnungen des Ritters fangen an zu schwinden; er seufzt, horcht und ruft aus: „Man kommt nicht! Sollte er sie nicht reizend gefunden haben? Es würde schwer sein; der Henker! wenn ich statt hundert Pistolen hundert Stockstreiche empfinge!"

In dem Maße, in welchem der Ritter seine Hoffnungen sinken sieht, mildert sich sein unverschämter Ton; er stoßt mit Marcel an und sagt: „Auf Deine Gesundheit, mein theurer und wahrhafter Freund, denn Du bist mein Freund, Du! Sag' mir nichts von den großen Herren, man kann nicht auf sie zählen! Dieser gute Marcel, wie gut er sich auf's Kochen versteht! Wie gerne zeche ich mit Dir!"

„Du nimmst es also jetzt nicht übel, daß ich mich an Deinen Tisch setze?“

„Wie, sollte ich das Unglück gehabt haben, Dir das zu sagen?“

„Sicherlich.“

„Ich! ich habe eine solche Dummheit sagen können?“

„Ja, ohne Zweifel.“

„Ich war also betrunken! Ich hatte also den Kopf verloren!“

„Ich weiß nicht, was Du verloren hattest, aber Du hast es gesagt.“

„Hör', Marcel, wenn ich Dir solche Dinge sage, so erlaube ich Dir, mir zu fluchen.“

„Es ist gut, sprechen wir nicht weiter davon.“

In diesem Augenblicke ertönte die Klingel der Gartenthüre. Chaudoreille stößt einen Schrei aus, will aufstehen und sinkt auf seinen Stuhl zurück.

„Sollte es wohl der gnädige Herr sein,“ sagte Marcel, nahm ein Licht, eilte fort, um zu öffnen und ließ seinen Gast zwischen Furcht und Hoffnung schwebend zurück.

Marcel kommt bald zurück; er ist allein, aber er hat eine kleine Rolle in der Hand, die er mit den Worten: „Dieß schickt Dir der gnädige Herr!“ auf den Tisch vor Chaudoreille hinlegt. Zugleich überreicht er ihm ein Papier, auf das einige Zeilen mit Bleistift geschrieben sind.

Chaudoreille ist außer sich; er blickt bald die Rolle, bald das Papier und bald seinen Freund Marcel an.

„Lies doch," sagte der Letztere zu ihm. Endlich ergreift er das Papier mit bebender Hand und liest: „Ich habe sie so eben gesehen; Du hast meine Hoffnungen übertroffen, ich verdopple die versprochene Belohnung."

„Ach, mein Gott, Marcel, er verdoppelt die hundert Pistolen!"

„Dann macht dieß zweihundert, das heißt: in dieser Rolle sind zweitausend Livres in Gold enthalten."

„Zweitausend Livres?"

„Ja wohl! Was hast Du denn aber?"

„Marcel, gib mir ein wenig Essig, ich bitte Dich, ich befinde mich ein wenig übel."

„Es scheint mir, ein Geschenk wie dieses sollte bloß Gutes zur Folge haben; hier trink' ein Glas Branntwein, dieß wird Dich wieder herstellen."

Durch den Liqueur wieder ein Wenig hergestellt, öffnet Chaudoreille die Rolle, und der Anblick der Goldstücke, die sie enthält, beraubt ihn einige Augenblicke lang der Sprache. Dann stammelt er mit tiefbewegter, fast erloschener Stimme: „Marcel, Marcel, alles das gehört mein..."

„Ich weiß es wohl!"

„Und dann noch dieser Beutel... und dann diese sechs Thaler, die ich noch besaß..."

„Ja, von der gestrigen Partie."

„Jetzt bin ich reich; au! das macht einen furchtbaren Eindruck, mein armer Junge, plötzlich von der Armuth zum Ueberflusse zu gelangen; o weh! ich glaube, ich will ersticken!"

„Trink' noch einmal! Bei Gott, wenn das Glück eine solche Wirkung erzeugt, so will ich lieber keinen Heller in der Tasche haben und frei athmen!"

„Ach, Marcel, Du bist ein einfältiges Vieh... armer Junge!"

„Ich weiß in diesem Augenblicke nicht, wer der Einfältigste von uns Beiden ist."

„Zweitausend Livres! Wer sollte glauben, daß man sein Vermögen so in der hohlen Hand halten könnte..."

„O, wahrlich, man könnte noch weit mehr in sie fassen!"

„Marcel, ist Dir in der Umgegend kein zum Verkaufe ausgestelltes Landgut bekannt?"

„Nein, warum das?"

„Ich muß doch meine Fonds placiren! Was der Henker soll ich mit allem dem machen? Wohlan, schon morgen richte ich mein Haus ein. Zuerst verlasse ich mein Logis in der Straße Brise-Miche und beziehe ein anderes in der Nähe des Palais-Cardinal... ich will einen Reitknecht halten... Marcel, willst Du mein Reitknecht werden? Nein, Du bist zu fett. Ach, wenn es doch noch nicht so spät wäre, ich würde einen Spaziergang in die Akademie machen, allein ich kann mich des Nachts mit so viel Gold in der Tasche nicht in dieses Stadtviertel wagen. Welche Figur werde ich in den Spielhäusern machen! Und beim Pharo! Ich setze zuerst ein Louisd'or auf die Karte... ich gewinne; ich mache Paroli... ich gewinne abermals; ich fahre immer fort... ich gewinne zehn Mal nach

einander und trage einen Haufen Gold fort! Wie werde ich es anfangen, um alles das zu verprassen? Ach, welch' ein herrlicher Gedanke: ich werde des Tags zwei Mal zu Mittag und zu Nacht speisen, dadurch werde ich mich für mein oftmaliges Fasten entschädigen."

Marcel, den das Glück nicht begünstigt hat, schläft ein, während Chaudoreille Plane entwirft und seine Goldstücke zählt, und der Tag bricht an, ohne daß der Letztere die Augen hat schließen können, denn beim geringsten Geräusche schrickt er zusammen und fährt mit der Hand an seinen Schatz, den er in seinen Gürtel gesteckt hat. Chaudoreille weckt Marcel auf und befiehlt ihm, eine Sänfte zu holen; allein Marcel kann das Haus nicht verlassen und behauptet, er dürfe bloß den Befehlen des Marquis gehorchen. Chaudoreille spielt abermals den Unverschämten: er schreit und droht; da er aber sieht, daß sich Marcel durch nichts rühren läßt, so faßt er den Entschluß, zu Fuß nach Paris zurückzukehren.

Das Männlein glaubte, es sei um sechs Zoll größer, seit es über so viel Gold zu verfügen hat. Es blickt die Vorübergehenden kaum an, seine Nase scheint den Himmel zu bedrohen und es erstaunt darüber, daß die Schildwache am Schlagbaume das Gewehr nicht vor ihm präsentirt. Nachdem es ein reichliches Frühstück eingenommen hat, geht es einige Stunden lang im Palais spazieren, das Richelieu kurz zuvor hatte erbauen lassen und in dem man Alles verschwendet hatte, was der Luxus und der Geschmack

der Zeit hatte ersinnen können, um das Auge zu blenden.

Chaudoreille tritt in mehrere Boutiken; er findet nichts, das schön, frisch, glänzend genug für ihn ist. Er befiehlt ein Wamms von rosenrothem Sammt mit Schnürbändern von weißem Atlas, ähnliche Hosen, einen kirschfarbenen silbergestickten Mantel und einen Gürtel mit Krepinen und goldenen Eicheln. Alle diese Gegenstände kosten ihn einen Theil seines Vermögens; aber da er gewiß weiß, daß er die Pharobank sprengen wird, so spart er nicht und muß in zwei Tagen gekleidet sein wie die elegantesten Hof-Edelleute.

Hierauf begibt er sich in eine der besten Schenken der Stadt, läßt sich ein nahrhaftes Mittagessen und ausgesuchte Weine auftragen, und da er die Bemerkung gemacht hat, daß es nicht so leicht ist, als man glaubt, zwei Mal zu Mittag zu speisen, was für die reichen Leute, die nicht wissen, wie sie ihre Zeit zubringen sollen, eine große Wohlthat wäre, sucht er seine Mahlzeit zwei Mal so lange dauern zu lassen als gewöhnlich.

Um fünf Uhr Abends verläßt er endlich den Tisch mit erleuchtetem Gesichte, glänzenden Augen und ein wenig wankenden Füßen. Er entfernt sich aus der Schenke; doch ist es noch zu bald, um in's Spielhaus zu gehen, in das sich die großen Spieler erst gegen neun Uhr begeben, und um sich die Zeit bis dahin zu vertreiben, faßt er den Entschluß, das Schauspiel zu besuchen, was er schon seit langer Zeit nicht mehr ge-

than hat. Er schlägt daher den Weg nach dem Hotel von Bourgogne ein, das er dem Theater der Italiener vorzieht, weil Turlupin, Gros-Guillaume und Gautier-Garguille, berühmt durch die Possen, die sie auf ihrem kleinen Theater aufgeführt hatten, kurz zuvor von Richelieu die Erlaubniß erhalten hatten, im Hotel von Bourgogne, wohin eine zahlreiche Volksmenge strömte, zu spielen.

Das Theater des Hotels von Bourgogne lag in der Straße Mauconseil: der Eingang war eng und die Zugänge sehr unbequem; der Saal bestand aus einem Parterre und einigen Reihen Logen. Wenn der Hof sich dahin begab, ließ man Sessel dahin bringen. Man gab daselbst, zufolge dem den Schauspielern im Januar 1613 zugestandenen Privilegium, lauter geistliche Schauspiele, ehrbare und ergötzliche Stücke (tous mystères, jeux honnêtes et récréatifs); bald wurden Komödien von einer höhern Gattung als die gewöhnlichen Possenreißereien daselbst gespielt; man gab auch Stücke, in denen man die Gottheiten der Mythologie figuriren sah, da die damaligen Dichter oft das Heilige mit dem Profanen vermischten; allein die Turlupinaden waren es hauptsächlich, was das Publikum herbeilockte und am meisten anzog.

Chaudoreille ist in das Schauspielhaus getreten und schlüpft in das Parterre, wo man stehen muß und durch das Hin- und Herwogen der Menge oft von einer Ecke in die andere getrieben wird. Der Ritter, der sich hinter einem Manne von ziemlich hoher Statur befindet, kann die Schaubühne nicht be-

merken; vergebens zappelt er sich ab und stellt sich auf die Zehen: stets sieht er nur den untern Theil der Perücke seiner Nachbarn; er will schreien, allein man gebietet ihm Stillschweigen, denn Gautier-Garguille tritt vor und spricht den Prolog, der dem Stücke vorangeht.

Während dessen ist Chaudoreille wie auf die Folter gespannt; von allen Seiten gedrückt und gedrängt, wird er von seinen Nachbarn mit dem Ellenbogen in's Gesicht gestoßen, und bei alle dem für seine Taschen besorgt, bittet das Männlein, man möchte ihn hinaus lassen, allein man hört ihn nicht oder gebietet ihm Schweigen. In seiner Verzweiflung und weil er sich durchaus ein wenig Luft machen will, faßt er den Entschluß, sich an die Perücken zweier Nachbarn zu hängen, um sich empor zu heben, allein die Perücken geben nach und die zwei ehrwürdigen Pariser Bürger stehen mit nacktem Haupte vor der Versammlung.

Die beiden Zuschauer, die sich ihrer Perücken beraubt sehen, rufen Dieb, Dieb! Wache, Wache! und Chaudoreille vereinigt, um Hülfe rufend, seine Stimme mit der ihrigen. Das Schauspiel wird unterbrochen; endlich ist man so glücklich, den gascogniſchen Ritter wieder zu finden, der sich zwischen den Füßen der Zuschauer abzappelt und sich mit den zwei Perücken, die er nicht losgelassen hat, auf dem Boden umherwälzt.

Die zwei kahlen Häupter nennen ihn Spitzbube; er gibt die Perücken zurück und erklärt sein Betragen, so gut er kann; man stößt ihn zum Parterre hinaus: dieß ist Alles, was er verlangte. Er begibt sich in

die Logen, findet daselbst einen Platz auf dem Vordergrunde und wirft von da von Zeit zu Zeit zornige Blicke auf das Publikum.

Das Stück hat indessen begonnen, Turlupin und Gros-Guillaume sind auf der Schaubühne und Chaudoreille sagt, sich die Augen reibend, bei sich: „Sapperlot! wenn ich ihn nicht getödtet hätte, so würde ich glauben, es sei der Prinz von Cochinchina!"

Bald erscheint Gautier-Garguille wieder: er ahmt den Gascogner wunderbar gut nach; seine Tracht ist genau die des Ritters, dessen Manieren und Grimassen er so gut kopirt, daß dieser ausruft: „Das ist noch ärger! Bin ich denn doppelt vorhanden?"

Sobald der Hanswurst sein Musterbild in einer Loge erblickt hat, grüßt er ihn und schneidet ihm Gesichter. Die Augen der Zuschauer sind auf Chaudoreille gerichtet; man erkennt in dem Männlein, das man aus dem Parterre gejagt hat, das Individuum, das Gautier-Garguille kopirt und das Gelächter verdoppelt sich. Der Ritter bemerkt, daß man ihn verspottet; er wird wüthend, zieht seinen Degen und bedroht das Parterre, weil man Niemand herausfordert, wenn man eine ganze Masse von Menschen herausfordert. Die Zuschauer lachen stärker und Chaudoreille schwört, seine Loge verlassend, er werde nie wieder in's Hotel von Bourgogne kommen.

Auf der Straße, wohin einige Personen ihm nachgefolgt sind, angekommen, läßt er seinem Zorne von Neuem freien Lauf und ruft, er werde den Hanswurst, der es gewagt habe, ihn nachzuäffen, bestrafen lassen;

man verspotte einen Mann, wie er sei, nicht ungestraft und er werde, wenn es nöthig sei, hundert Pistolen aufwenden, um sich zu rächen.

Während er dieses sagt, zieht er seinen Beutel hervor, klingelt mit seinem Golde, nimmt mehrere Stücke davon, vertheilt sie in alle seine Taschen und ruft endlich: „Man schaffe mir eine Sänfte her!"

Alsbald gehen zwei Menschen ab, um seinen Auftrag auszurichten. Unterdessen geht Chaudoreille vor dem Theater auf und nieder, sich, seiner Meinung nach, auf die edelste Art schaukelnd und jede Minute auf seinen Gürtel schlagend, um sein Gold klingen zu lassen.

Die beiden Menschen kommen bald zurück; sie haben eine Sänfte geholt und werden selbst die Ehre haben, Chaudoreille zu tragen. Dieß rufen sie ihm bei ihrer Ankunft mit den Worten zu: „Hier sind wir, mein Herr; mein Gebieter, steigen Sie auf, Sie werden mit uns zufrieden sein!"

Chaudoreille, den man noch nie Gebieter genannt hat, ist vor Freude außer sich; er ist im Begriff, den Sänftenträgern eine tiefe Verbeugung zu machen, allein er hält sich zurück, schwingt sich in die Sänfte und wirft sich behaglich auf das Kissen, das sich im Hintergrunde derselben befindet.

„Wo gehen wir hin, mein Gebieter?" sagt man zu ihm.

„In die Straße Bertrand-quidort; Sie werden eine Laterne an der Thüre des Hauses finden, vor welchem ich Halt mache."

„Genug, mein Herr."

Man verschließt die Thüre der Sänfte, und Chaudoreille fühlt sich in den Straßen von Paris fortgetragen und angenehm geschaukelt. Dieß war das erste Mal, daß er in einer Sänfte getragen wurde; das Vergnügen, das er darüber empfindet, verlöscht das Andenken an die unangenehmen Vorfälle im Theater aus seinem Gedächtnisse: er denkt an seine glänzende Lage, an das Vergnügen, hoch zu spielen, und entwirft von Neuem Plane. Er befindet sich jedoch schon eine gute Weile in der Sänfte, deren Träger stets vorwärts schreiten. Chaudoreille will wissen, ob er seine Wohnung bald erreicht hat. Auf jeder Seite des Sitzes, den er eingenommen hat, befindet sich eine kleine Scheibe. Aber es ist schon spät und sehr finster auf den Straßen; Chaudoreille kann daher nichts unterscheiden. „Sind wir bald angekommen?" ruft er, sich in den Vordergrund der Sänfte stellend, aus; man antwortet ihm nicht und fährt fort, ihn zu tragen. Er fängt an, die Bewegung seiner Sänfte nicht mehr so sanft zu finden und versucht daher die Vorderthüre, die einzige Oeffnung, durch die man aus einer Sänfte kommen kann, aufzuschließen; allein diese Thüre kann nur von Außen geöffnet werden.

Ein kalter Schweiß läuft dem Männlein über die Stirne. Er hegt tausendfältigen Argwohn, erinnert sich an verschiedene, in Sänften vorgefallene Abenteuer und bereut es bitter, daß er sich in eine solche gesetzt hat, als er endlich fühlt, daß man Halt macht. Er schöpft Athem und schickt sich an, auszusteigen; nach-

dem aber die Sänfte auf den Boden niedergelassen worden ist, wird sie auf eine solche Art umgestürzt, daß sich die Thüre über Chaudoreille's Kopf befindet.

„Wie soll ich so herauskommen?" ruft er aus, und sucht hinaufzuklettern.

„Ehe Sie herauskommen dürfen, müssen Sie sich einer kleinen Ceremonie unterwerfen," antworten die Träger in spöttischem Tone.

„Einer Ceremonie? Sprechen Sie, meine Kinder."

„Sie besteht darin, daß Sie uns alles Gold und Silber geben, das Sie bei sich haben; dieß wird Sie befreien."

„Was soll das heißen? Spitzbuben, Schurken!"

„Hurtig, Ihr Geld hervor und ohne Lärmen, oder es ergeht Ihnen schlecht."

Zwei Dolchklingen begleiten diesen Befehl. Als er sie glänzen sieht, sinkt Chaudoreille, unfähig, sich aufrecht zu erhalten, in den Hintergrund der Sänfte zurück. Die zwei Träger sind genöthigt, ihn selbst aus derselben zu bringen. Er wirft die Augen um sich; allein er befindet sich in einer von Sümpfen umgebenen Oede, wohin sich Niemand so spät wagt. Die Diebe durchsuchen seine Taschen, rauben ihm Alles, was er besitzt und machen sich dann mit ihrer Sänfte aus dem Staube, den Ritter an einen großen Stein gelehnt und halbtodt vor Schrecken zurücklassend.

Achtes Kapitel.

Armer Urbain!

Am Morgen der Nacht, in welcher Blanca das Haus des Barbiers verlassen hat, kommt Margarethe zu ihrer gewöhnlichen Stunde von ihrem Zimmer herab; die gute Frau hat nichts gehört, sie hat fest geschlafen, denn seit langer Zeit macht ihr der Liebe Lust und Pein keine schlaflosen Nächte mehr. Sie begibt sich ihrer Gewohnheit gemäß zu Blanca, die sie jeden Morgen umarmte, findet die Thüre des Zimmers halb geöffnet, allein Blanca befindet sich nicht darin, und die Unordnung, die daselbst herrscht, ein zerwühltes Bett, Kleidungsstücke, die auf den Möbeln des Gemachs zerstreut umher liegen, Alles scheint irgend ein außerordentliches Ereigniß anzukündigen.

Niemals ging Blanca ohne Margarethen aus; diese ruft ihr und da sie keine Antwort erhält, begibt sie sich zu ihrem Herrn, um sie da zu suchen. Allein der Barbier ist allein in dem Saale des Erdgeschoßes; Margarethe stößt einen Schrei des Entsetzens aus und sagt: „Ach, mein Gott! Wo ist denn dieses liebe Kind?"

„Was hat sie, Margarethe?" sagt Touquet, der auf diese Scene vorbereitet ist.

„Blanca, mein Herr, Blanca ist nicht mehr in ihrem Zimmer! Vergebens suche ich sie schon lange; man hat uns dieses theure Kind geraubt!"

„Geraubt!" ruft der Barbier, Verwunderung

heuchelnd. Alsbald begibt er sich in Blanca's Gemach, gefolgt von der alten Dienerin, die so schnell lauft, als ihre Beine es ihr gestatten. Nach langem vergeblichen Suchen wirft sich Touquet auf einen Sessel und ruft: „Der Elende hat seine Drohungen ausgeführt!"

„Wer denn, mein Herr?"

„Der Herr, den sie gestern Abend gesehen hat."

„In der That, mein Herr, Sie haben recht; es kann Niemand sein als er."

„Er war in Blanca verliebt, er wagte es, mich um ihre Hand zu bitten, ich verweigerte sie ihm und auf diese Art hat er sich gerächt."

„Aber, mein Herr, Sie kennen ohne Zweifel die Wohnung dieses Menschen. Er sah wie ein großer Herr aus; Sie werden unser liebes Kind wiederfinden können."

„Ich habe sehr wenig Hoffnung. Dieser Elende hatte eine glänzende Kleidung angelegt, in der Hoffnung, Blanca zu verführen. Allein er ist ein Intrigant ohne Namen, ohne Heimath und ohne Rang."

„Ein Intrigant!" sagte Margarethe, ihren Herrn erstaunt anblickend; „aber, mein Herr, es schien mir, es sei jener Freund, den Sie eines Abends so spät noch erwarteten?"

Der Barbier geräth durch Margarethens Bemerkung in eine augenblickliche Bestürzung, allein bald erholt er sich wieder und sagt: „Sie hat sich getäuscht, er war es nicht! Ich verbiete ihr, mit irgend Jemand von diesem Ereignisse zu sprechen."

„Und Urbain, mein Herr, der arme Urbain! wenn er diesen Abend kommen wird ..."

„Urbain wird mir bei der Aufsuchung seiner Braut hülfreiche Hand leisten."

Der Barbier entfernt sich. Margarethe läßt jetzt ihren Thränen freien Lauf: die gute Frau liebte Blanca mit der Zärtlichkeit einer Mutter; sie kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sie ihrer Gegenwart beraubt sei. Sie erwartet Urbains Ankunft mit Ungeduld, denn es däucht ihr, er werde besser als jeder Andere sein liebes Kind wieder aufzufinden wissen.

Touquet ist einen Theil des Tages abwesend. Nach seiner Rückkehr befragt ihn Margarethe über das Resultat seiner Nachforschungen, allein er antwortet ihr kalt: „Es ist keine Hoffnung mehr vorhanden!" Diese Worte erstarrten das Herz der armen Alten, die nicht begriff, wie man sich über Blanca's Verlust trösten könne.

Die Stunde ist gekommen, wo Urbain sich für die Abwesenheit eines ganzen Tages entschädigen will. „Nur noch ein Tag," sagte er, sich dem Hause des Barbiers nähernd, „und sie wird die meinige sein." Er eilt mit vor Liebe klopfendem Herzen vorwärts; als er aber nach Blanca's Fenster blickt, sieht er kein Licht, und dieser geringfügige Umstand setzt ihn schon in Erstaunen und beunruhigt ihn, oder vielmehr eine geheime Vorempfindung lehrt ihn sein Unglück, denn in der Liebe sind die Vorempfindungen keine Chimären.

Urbain klopft, Margarethe erscheint; allein der Kummer, der auf ihren Gesichtszügen geschrieben steht,

ihre mit Thränen gefüllten Augen, Alles kündigt irgend ein Unglück an.

„Wo ist Blanca?“ ruft Urbain, Margarethen mit Entsetzen betrachtend. Die Alte vermag bloß einen tiefen Seufzer auszustoßen. Schon ist Urbain fern von ihr: er eilt in das Zimmer seiner Geliebten, allein dieses Zimmer ist leer; Blanca verschönert es nicht mehr.

Margarethe ist dem jungen Menschen von ferne nachgefolgt. „Um's Himmels willen!“ ruft Urbain, auf sie zueilend, „wo ist sie? Verbergen Sie mir nichts.“

„Mein armer Junge, raffen Sie Ihren ganzen Muth zusammen: diese Nacht hat man uns dieses theure Kind geraubt.“

Urbain bleibt wie eingewurzelt stehen und Margarethe erzählt ihm Alles, was sie weiß. Er hört ihr zu, ohne sie zu unterbrechen und scheint noch an seinem Unglücke zu zweifeln; bald aber überläßt er sich, auf einen Stuhl sinkend, den Blanca gewöhnlich einzunehmen pflegte, der wildesten Verzweiflung. Seine Thränen fließen jedoch und überschwemmen sein Gesicht. Im neunzehnten Jahre weint man noch über die Leiden und Mühseligkeiten des Lebens; man besitzt in diesem Alter jene Seelenstärke noch nicht, die man sich in der Schule des Unglücks erwirbt.

Margarethe sucht Urbain zu trösten und sagt zu ihm: „Sie werden es wieder finden, dieses liebe Kind, denn Sie sind nicht im Stande, sie zu vergessen, sich über ihren Verlust kalt zu trösten!“

„Ich sie vergessen?“ sagte Urbain, der guten Alten die Hände drückend; „ach, Margarethe! hängt mein

Leben nicht an Blanca's Leben? Ich werde keine Ruhe haben, bis sie mir wieder gegeben ist!"

„Gut, gut, mein theurer Urbain. Daß ich Sie so reden höre, belebt meine Hoffnung wieder; übrigens hatte unsere arme Kleine einen Talismann bei sich, und dieß beruhigt mich ein wenig."

„Erzählen Sie mir doch alle Umstände... Ein Herr ist gekommen, sagen Sie?"

„Ja, und er gab vor, mein Herr habe ihn geschickt und er habe mit Blanca zu reden..."

„Der Elende! Und was hat er ihr gesagt?"

„Complimente... er sprach wie ein großer Herr und er hatte auch die Tracht und das Aussehen eines solchen, obschon Herr Touquet behauptete, er sei ein Elender ohne Rang und Heimath!"

„Er kennt ihn also?"

„Ohne Zweifel; ich gestehe Ihnen, daß ich mich vor ihm fürchtete, obschon er nicht bösartig aussah; aber ein stolzer Blick... ein gebieterischer Ton! Es betrübte mich so sehr, daß ich ihm geöffnet hatte."

„Und Blanca?"

„Die arme Kleine zitterte... alles das währte nicht lange. Wir hörten Herrn Touquet zurückkehren, alsbald nahm der Fremde seinen Mantel, grüßte Blanca und begab sich zu meinem Herrn. Ich war ihm nachgefolgt, allein man schickte mich zurück und weiter weiß ich nichts von der Sache."

Urbain verläßt Margarethen; er stürzt aus dem Zimmer: in einem Augenblicke befindet er sich vor dem Barbier, dessen kalte und finstere Miene gegen

Urbains Aufregung nicht wenig absticht. „Wohlan, mein Herr, was haben Sie erfahren, was haben Sie zur Wiederauffindung meiner Braut gethan?“ ruft er aus; „sprechen Sie, was wissen Sie?“

Der Barbier, durch die Lebhaftigkeit der Fragen Urbains ein wenig in Verwirrung gebracht, antwortet zögernd: „Ich habe tausend Schritte gethan, aber ich habe nichts entdeckt.“

„Und jener Elende, der gestern bei Ihnen war, wer ist er?“

„Ich kenne ihn kaum. Er kam zuweilen in meinen Laden; was ich aber nicht begreife, ich kann es Ihnen schwören, ist das, daß er um die Schönheit Blanca's, die er nie gesehen hatte, wußte, und daß er auf den Gedanken kam, sich in ihr Zimmer einzuschleichen.“

Der Barbier spricht diese Worte mit einem solchen Anscheine von Aufrichtigkeit, daß Urbain Reue darüber fühlt, daß er einen Verdacht auf ihn gehabt hatte. „Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagt er zu ihm, „ich wagte zu glauben... allein Sie wollen sicherlich unser Unglück nicht... Sie hatten mir Blanca gegeben... Sie hatten ihr Vaterstelle vertreten... ach! Sie werden Ihre Bemühungen mit den meinigen vereinen, um ihren Entführer aufzufinden.“

„Ja,“ antwortet Touquet mit gedämpfter Stimme, „ja, ich werde Sie unterstützen, ich verspreche es Ihnen.“

„Und wie ist der Name dieses Menschen? Er muß Ihnen bekannt sein!“

„Es kam mir nie in den Sinn, ihn deßwegen zu fragen. Gestern, als ich ihm auf der Stelle erklärte, seine Liebe für Blanca sei eine Narrheit, entfernte er sich unter Drohungen, auf die ich wenig achtete."

„Durch keine Nachforschungen können wir ihm also auf die Spur kommen! Aber wie hat er bis zu Blanca gelangen können?"

„Dazu hatte er bloß einige falsche Schlüssel nöthig, und Sie wissen, in dieser Stadt ist man in seinem eigenen Hause nicht mehr sicher!"

Urbain kann einige Minuten lang kein Wort hervorbringen; der Barbier vermeidet stets seine Blicke. Endlich ruft der junge Mensch aus: „Adieu, mein Herr, ich gehe, um die aufzusuchen, die Sie mir zur Braut gegeben haben."

„Möchte Ihnen Ihr Unternehmen gelingen!" antwortet der Barbier mit finsterer Stimme, während Urbain sich rasch entfernt, ganz mit Blanca beschäftigt, aber nicht wissend, wohin er seine Schritte lenken soll.

Urbain nimmt seinen Weg zuerst nach mehreren Thoren von Paris; oft fragt er, ob man in der vorigen Nacht die junge Frau, deren Bild er entwirft, nicht vorübergehen gesehen habe. Er ist überzeugt, Jedermann müsse Blanca bemerken und ihre reizenden Gesichtszüge werden überall Aufmerksamkeit erregen. Allein er erfährt nichts, kaum antwortet man ihm: seine Kleidung ist zu einfach, als daß man sich gefällig gegen ihn erwiese; denn in der guten alten Zeit mußte man so gut als heutigen Tages Gold aus-

streuen, wenn man in irgend einer Angelegenheit rasch zum Ziele gelangen wollte. „Wenn Blanca allen diesen Leuten da bekannt wäre," sagte Urbain zu sich, „so würden sie keine so große Gleichgültigkeit an den Tag legen!"

Da Urbain Paris nicht zu verlassen wagt, ohne hinsichtlich des Wegs, den er einschlagen soll, einige Erkundigungen eingezogen zu haben, so fährt er fort, in der Stadt umher zu schlendern, deren Bewohner längst schon in den Armen des Schlafes liegen. Nur noch die Diebe, die Liebenden und die Wachtsoldaten zeigten sich in den düstern Straßen von Paris. Urbain durchläuft oft mehrere derselben, ohne einem Menschen zu begegnen; allein er schreitet stets vorwärts und sagt bei sich: „Warum sollte ich nach Hause gehen? Ich kann keine Ruhe mehr genießen! Was sollte ich in meiner Wohnung thun?"

Allein Liebe und Verzweiflung machen nicht unermüdlich; Urbain schlendert schon seit acht Uhr umher und es ist bereits morgens drei Uhr: seine Beine fangen an zu wanken und er fühlt, daß es ihm bald unmöglich sein wird, weiter zu gehen. Er wirft jetzt seine Blicke um sich: der Mond, der sich von Zeit zu Zeit zeigt, erlaubt ihm, einen öden Kreuzweg zu unterscheiden, an den einige Gäßchen, die in die Sümpfe führen, stoßen. Urbain nimmt seine Richtung nach einem großen Rain, den er in einer Entfernung von einigen Schritten bemerkt; da will er sich niedersetzen und den Tag erwarten. Als er sich aber dem Raine

nähert, stoßen seine Füße an Etwas, das er nicht bemerkt hatte und alsbald ruft eine Stimme: „Alle Teufel! tödten Sie mich nicht, ich habe keinen Heller mehr!“

9 10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 5 4 3